

Berliner

VOLKS-TRIBÜNE.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzeln Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
SO. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Speditoren:
„Volksblatt“, Beuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Pettizeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Annahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

Nr. 6.

Sonnabend, den 7. Februar 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Der Boulangismus und die Revolution. II. — Der Gauschwindel in Berlin. — Die Pariser Arbeitsbörse. — Der englische Nationalreichtum. — Der Utopist Bergha. — Vom Reichstag.

Gedicht. — Novelle. — Festschreibung der Presse im Großen. — Die Motive zur Reformation. — Die Fülle und die Sozialdemokratie. — Arbeitsruhe und Arbeitszeit.

Aus der Woche.

— So. Als man einst an einem Montage einen armen Sünder zur Nichtstätte führte, meinte er in seinem naiven Galgenhumor: Alle Achtung, die Woche fängt gut an. Für die Großen und Mächtigen der Erde hat das heurige Jahr einen Anfang genommen, der ihnen nicht besonders gefallen wird. Aus allen Ecken und Enden kommen Nachrichten, welche darthun, daß das Volk es einmal mit etwas anderem, als der ewig zuwartenden Geduld versuchen will. In Portugal, und zwar in Oporto, einer Stadt, jedem dürstigen Geldsack theuer, weil von dorther der schwere, köstliche Portwein kommt, brach in den letzten Tagen des Januar ein republikanischer Aufstand los. Zwei Regimenter Linientruppen und eine Menge „Civilisten“ marschirten nach dem Stadthause und besetzten es. Gleichzeitig sollte auch in anderen Städten die Bewegung losbrechen. Das war aber nicht der Fall, und so wurde der Aufstand in Oporto in kurzer Zeit niedergeschlagen, den republikanischen Zeitungen des ganzen Landes das Lebenslicht ausgeblasen, das Kriegsgewicht hat seine Thätigkeit begonnen. Noch einmal also hat die Monarchie in diesem Lande triumphirt; sie wird nie mehr in die Lage kommen, Jubellieder anzustimmen.

— In Belgien passirte etwas Aehnliches. Einige hundert eingezogene Milizsoldaten aller Waffengattungen fanden, daß man sie zu lange bei der Fahne halte und beschloffen kurzerhand, in ihre Heimath, zu ihrer Arbeit zurückzukehren. Als man ihnen auf den Brüsseler Bahnhöfen keine Fahrkarten ausfolgte, zogen sie demonstrierend durch die Straßen und begaben sich nach dem Versammlungsort der Sozialisten. Die belgische Regierung läßt vermehren, daß sie diesen Frevel in sehr harter Weise bestrafen werde. Mag sein, sie hat ja noch vorläufig die Macht dazu. Wird aber alles nichts helfen. Und wenn man die Strafen der Weltgeschichte auch noch so sehr mit Menschengebein pflastert und die Geldsäcke leimt mit Menschenblut und Menschenschweiß, die Bewegung, welche jetzt durch die Lande zieht, wird man nicht aufhalten. Den Kopf hoch, Proletarier, dein ist die Welt, trotz alledem.

— Bismarck verschwand von dem Piedestal, auf welches ihn deutsche Knechtseligkeit gehoben, der ungarische Bismarck, Herr von Tisza, folgte unfreiwillig seinem Beispiele, jetzt ist auch Crispi, der Kugelmacher-Bismarck, seinem Vorbilde nachgefolgt. Das italienische Parlament hat den aus einem Revolutionär zum Despoten und Volksverderber Gewordenen einfach davon gejagt. Wenn dem Aleeblatt nicht aller Humor vergangen ist, könnte es jetzt gemüthliche Statabende veranstalten, den drei Völkern wird dabei wohl sein, als wenn es „Politik im größten Style“ machte.

— Mehr Glück, als diese drei gefallenen Größen hat augenscheinlich der Generalfeldmarschall des Zentrums, Herr Windhorst. Er steht politisch noch fest, obgleich er unlängst im Parlament die Treppe herabgefallen. Er hat sogar eine Standeserhöhung und zwar taxfrei erfahren. In Amoy in China fand ein Deutscher auf einer kleinen Felseninsel, welche den sieben Genien geweiht ist, unter anderen Götzenbildern eine alte zerbrochene Gypsstatue ohne Füße, welche die schwarze Perle von Meppen in höchst eigener Person darstellte. Welches Gesicht mag der humorprudelnde, mit allen Salben geschmierte schwarze

Kampfbahn gemacht haben, als er diesen chinesischen „Geniestreich“ erfahret?

— Es vergeht keine Woche, ohne daß im heiligen römischen Reich deutscher Nation der Säbel haut. Diesmal kommt aus Görlich die Nachricht, daß dort drei Offiziere einen Kellner in einen Haufen leerer Flaschen geworfen und ihn mit den Waffen bearbeitet haben. Ursache: der Mann hatte beim Serviren einen der Herren angestoßen und sich dann seiner Haut gewehrt. Wie ist uns denn? Sind Kellner auf einmal auch den Edelsten gegenüber faktionsfähig? Zu der Haue wird und muß sich auch ein Stiel finden. Das Volk hat ein Recht zu verlangen: der Soldat hat außer Dienst keine Waffe zu tragen. Und wenn man sie auf der Straße nicht entrathen zu können vermeint, gut, in öffentlichen Lokalen aber unter jeder Bedingung. Wohin würde das führen, wenn zu einer Tanzunterhaltung, zu einem Konzert Jeder sein Handwerkzeug mitbrächte? Ich sehe sie schon vor mir, die humoristischen Gestalten mancher Redakteure. An der linken Seite die Notizenscheere, rechts den Kleisterkopf, hinterm Ohr den Pinzel.

— Auf dem letzten Ball der Berliner bürgerlichen Presse sind auch einige Herren in seidenen Kniehöschen erschienen. Wollten die Herren nicht die Güte haben, uns zu verrathen, woher sie ihre, zu dieser Kleidung gehörigen deutschen Wäden bezogen haben? Und zweitens, wo haben sie geruht, ihre Taschentücher zu tragen? Vielleicht wie die Kleinen, zwischen den Knöpfchen hinterwärts von — Temesvar?

— Den hungernden Webern in Schlesien ist geholfen. Ein Großgrundbesitzer hat an sie die Einladung ergehen lassen, wer Arbeit wolle, solle nur zu ihm kommen. Darauf haben die Leute zur Antwort gegeben, schwere Arbeit könnten sie nicht verrichten, und hungern könnten sie in der Heimath auch. Das ist pure Verstocktheit, denken die Bürger, aber wir werden den Kerlen doch helfen, loß' es, was es wolle. Und sie gehen hin und gründen zu Langenbielau eine Weberschule. Der Staat wird einen Zuschuß geben, und das Elend ist aus der Welt geschafft. Auf ähnliche Weise hilft man dem Handwerk schon seit lange. Seit zwanzig Jahren werden Fachschulen jeden Kalibers gegründet und noch immer schreien Handwerker und Kleinmeister: „Gott segne Sachsen! Gebt uns was, gebt uns was, oder wir müssen Sozialdemokraten werden.“ Wird auch dazu kommen, mit oder ohne Sachsen, mit oder ohne Weberschule.

— Die spanischen Corteswahlen sind zu Gunsten der konservativen Regierung ausgefallen. Dieses Resultat war vorauszusetzen. In diesem Lande hatte noch jede Regierung die Majorität, welche sie wünschte. Das hindert aber nicht, daß ebendieselbe Regierung vielleicht schon in kurzer Zeit den „Rehraus“ tanzen kann. In Spanien ist eben alles normal, der selige Hegel hätte seine Freude dran.

— Wie sehr das Kapital alles ausnützt, was es in seine Fänge bekommen kann, hat wieder die Debatte über die Bevorzugung des Wolffschen Telegraphenbureaus schlagend erwiesen. Die Inhaber dieser Gesellschaft sind millionenweise Börsenleute, trotzdem verschmähen sie es nicht, sich auf Kosten der Allgemeinheit einen Vortheil zuzuschänzen. Das ist mehr als silzig. Und der Staat duldet noch einen solchen Zustand. Ist aber erklärlich, wenn er zufällig einen Minister der Posten hat, welcher der Meinung ist, es werde heute überhaupt schon zu viel telegraphirt. Wenn Herr Stephan gar so sehr für den beschränkten Unterthanenverstand und gegen den beschränkten Geldbeutel ist, warum ulast er dann nicht ein für allemal: Telegraphiren darf nur, wer 3000 Mark Einkommen besitzt? Das wäre wenigstens ganze Arbeit, wie sie „Meister“ Bismarck liebte.

— Der Kampf der Schule gegen die Sozialdemokratie macht weitere lustige Fortschritte. Im anhaltischen Lehrer-Seminar zu Köthen hat eine Disziplinar-Untersuchung gegen Schüler der zweiten Seminarklasse, wegen sozialistischer Umtriebe stattgefunden. Die an-

gehenden Lehrer sollen an sozialdemokratischen Versammlungen Theil genommen und sozialistische Schriften gelesen haben. Dabei ist das Köthener Seminar ein Klumnat mit fast militärischer Kontrolle. Wir können dem untersuchungsbeifrigen Seminardirektor noch Weiteres verrathen. Nicht bloß Seminaristen, auch junge preussische Lehrer kennen wir, welche voll und ganz auf unserem Standpunkt stehen.

— Wenn die bürgerliche Presse sich etwas Gutes anthun und recht faßig renomiren will, dann spricht sie vom altpreussischen Richterstande. Diese einzige Säule verschwundener Pracht scheint aber auch Risse und Sprünge die Menge zu haben. Im Abgeordnetenhause sprach der Präsident eines Oberlandesgerichtes von versoffenen Amtsrichtern. Unlängst wurde ein Gerichts-assessor entlassen, weil er einem Agenten nicht 2000 Mk. zahlen wollte, welche er versprochen hatte, falls er eine Stelle im auswärtigen deutschen Amte erhalte. Der doppeltschlaue Themisfänger hatte sich nämlich noch mit einer zweiten Person in Verbindung gesetzt, welche ihm eine Amtsrichterstelle in Aussicht stellte. Als es zum Klappen kam, konnte er natürlich nur eine Stelle annehmen, wollte aber die eine Vermittlergebühr ersparen, und fiel so zwischen zwei Stühle. Die Angelegenheit ist im Reichstag zur Sprache gekommen, und der Vertreter der Regierung hat erklärt, solche Dinge können nicht passieren. Da haben also die Zeitungen wieder einmal gelogen, wenn so was nicht passieren kann. Wir glauben natürlich das, was die Regierung sagt. Aber sie sollte sich doch nicht so ungestraft verleumben lassen, sie sollte doch die „Königsberger Hartungische Zeitung“, welche die Verleumdung zuerst gebracht hat, verklagen, und die anderen Zeitungen, welche sie abgedruckt haben, auch!

— Der Präsident der Altonaer Eisenbahndirektion sehnt sich nach Ruhe, ob freiwillig oder unfreiwillig, lassen wir dahingestellt. Er hat vor nicht langer Zeit einen Fadelzug der Eisenbahnbeamten zu Ehren der „alten Kadetenkiste“ veranstaltet. Das genügt. Die Sünden des verflorenen Reichsfanzlers werden gestraft bis in die so und sovielte Rangsklasse.

— Auch Waldersee geht. Wenn der neu gegründete Verein gegen den Antisemitismus nun dem Stöder nicht auf die Strümpfe hilft, dann kann sich der zweite Luther auch schon gleich begraben lassen.

— In Oesterreich ist die Wahlbewegung für den Reichsrath im vollen Gange. Auch die sozialdemokratische Partei greift diesmal durch Versammlungen und Flugblätter werththätig ein. Auch nur einen ihrer Kandidaten wird sie indeß nicht durchbringen. Der Censur ist zu hoch, nominell 10 Mark, in Wirklichkeit aber mit den Zuschlägen wenigstens 40 Mark. Und das gilt nur für die Städte, die Wähler auf dem Lande wählen gemeindegewisse Wahlmänner und diese erst die Abgeordneten. Trotzdem wird der agitatorische Erfolg für die Sozialdemokratie ein sehr großer sein. Die Schlacht wird diesmal in Oesterreich zwischen Klein- und Grohbürgerthum geschlagen, ihr Ausgang wird in absehbarer Zeit das allgemeine, direkte Wahlrecht zur Folge haben.

— In Chicago hat sich nach der Meldung eines englischen Blattes („Truth“) eine Gesellschaft gebildet, deren Zweck die Ausfuhr von heirathsfähigen, reichen Amerikanerinnen nach dem Londoner Heirathsmarkt sein soll. In was wird die Gegenleistung der Londoner Bräutigamer bestehen? In Stammäulen, Gold oder — Quecksilber?

Der Boulangismus und die Revolution.

Von Mac-Arie.

II.

[Nach dem 3. Dezember.]

Nach den Ereignissen des 3. Dezember, welche ich nur als charakteristische Zeichen für die Entwidlung der Volksbewegung eingeschlochten habe, ging die revolutionäre

Bewegung ihren Gang weiter. Leider hatte sie nicht die festen Wurzeln gefaßt wie z. B. die sozialistischen Ideen in Deutschland und ruhte nur auf einem Instinkt des Volkes. Dieses hatte das unbestimmte Gefühl, daß in sozialer und politischer Beziehung bessere Zustände geschaffen werden müßten, aber es hatte von den Formen, in denen das geschehen konnte, keine bestimmten Vorstellungen.

Unter einem solchen ziellosen Charakter haben mehr oder weniger alle Volksbewegungen in Frankreich zu leiden gehabt. Auch der Sozialismus hat erst bei einer kleinen Gemeinde feste und klare Gedanken schaffen können, und da das französische Volk in seinen breiteren Schichten niemals einen bestimmten Begriff davon gehabt hat, wie die Umwälzung vor sich gehen müßte, da es kein unverrückbares Ziel vor Augen hatte, sondern sich von den verschiedensten Einflüssen des Augenblicks treiben läßt, so hat es oft eine falsche Richtung eingeschlagen und sich so selbst um den Preis seiner Anstrengungen gebracht.

Dies trat auch bei der Bewegung ein, die wir bis zum 3. Dezember verfolgt haben. Sie schlug auch noch an diesem Tage ihre Wogen mit unverminderter Kraft, aber da sie auf ein Unbestimmtes zusteuerte, erlitt sie eine Ablenkung von der ursprünglichen Richtung, sie folgte einem anderen Einfluß, der revolutionäre Bergstrom verwandelte sich mit einem Wort in die nicht minder heftige boulangistische Strömung und glaubte dadurch am kürzesten an sein Ziel, die Befreiung des Volkes, zu gelangen.

Wem soll man die Schuld an dieser gefährlichen Schwankung beimessen? Soll man etwa die sozialistischen Gruppen deshalb anklagen, daß sie den bestimmenden Einfluß, den sie einen Augenblick lang, auf den Marsch des Pariser Proletariats hatten, verloren? Allerdings kann man wohl sagen, daß sie dadurch, daß sie der Welt keineswegs das Bild einer einmütig geschlossenen Partei boten, manche Sympathien verscherzt haben. Nehmen wir die Blanquisten aus, die ihrer Tradition zufolge sich stets von Streitereien fernhielten, so haben doch die übrigen Gruppen und Schulen lange Zeit in einem beständigen und widerwärtigen Kampf mit einander gelebt oder sie haben sich in einen affektirten Bedantismus gehüllt und für die Leidenschaften des Volkes kein Verständnis gezeigt. Aber das alles waren nicht die wahren Gründe, aus denen sie damals die Führerschaft über die Massen verloren, welche ihnen durch die Umstände einen Augenblick lang in die Hand gegeben ward.

Die Umstände . . . damit habe ich das Wort genannt, welches uns einen Schlüssel für die eigenthümliche Wendung der Bewegung giebt, sie sind in der That immer die Herren einer Bewegung, wenn sie wie die besprochene, rein Sache des Temperaments ist.

Das Volk — das gilt zunächst für das französische — wird sich in der Regel immer mehr durch aktuelle Vorgänge bestimmen lassen, als durch allgemeine ethische Vorstellungen, es wird auch seinen Denkern, wenn sie sich nur in den abstrakten Gebieten der Theorie bewegen, lange nicht den Einfluß über sich einräumen, wie denjenigen, welche direkt in sein Leben eingreifen, welche ihm in handgreiflicher Weise Verbesserungen und Erleichterungen desselben zu verschaffen suchen, welche vor seinen Augen allgemein verständlich agitieren und wirken.

Wenn sich ein Mann direkt in den Dienst der jeweiligen, wahren Interessen des Volkes stellt, so wird er immer einen Vorsprung haben gegenüber demjenigen, der durch theoretische Lösung sozialer Probleme vielleicht weit mehr für die Emanzipation der Massen leistet, der aber erst nach Verlauf langer Zeit verständlich ist und gewürdigt wird.

Die bestehenden Verhältnisse richtig zu beurtheilen und auszunutzen, das ist die Kunst jedes Politikers und Agitators. Versieht er es sie zu durchschauen und geschickt von ihnen zu profitieren, so sind sie es, welche ihn auf dem Gipfel der Volksgunst erheben können.

Diese Verhältnisse, die ganze politische Lage in der französischen Republik, die Stimmung der Bevölkerung gegenüber den regierenden Klassen, die ich in den ersten Abschnitten zeichnete, müssen wir betrachten, sollen wir ein Verständnis für die merkwürdige Rolle Boulangers und für das Verhalten der arbeitenden Klassen gegen ihn, gewinnen. . . . Man vergaß eben alles. Alle Aufmerksamkeit, alle Leidenschaften, alles wandte sich ihm zu.

Das Volk, das noch immer im Fieber der Revolution zitterte, sammelte sich in furchtbaren Massen hinter dem General, dessen Person ihnen für die Beendigung der schwächlichsten Zustände in der Republik die beste Bürgschaft zu bieten schien.

Der General Boulanger.

Ich komme zu dem Hauptpunkt dieser kurzen Studie, dem Stadium der Volksbewegung, die man Boulangismus nennt.

Während des Jahres 1885/86 gerieth das opportunistische Ministerium derart in Mißkredit, daß man sich in Regierungskreisen nicht stark genug mehr fühlte, es aufrecht zu halten. Man sah sich genöthigt, der öffentlichen Meinung eine Satisfaktion zu geben und ersetzte es am 7. Januar durch ein radikales mit Goblet an der Spitze. In diesem neuen Ministerium sah auch ein bis dahin unbekannter Mann; dies war Boulanger, der das Portefeuille des Krieges inne hatte. Ueber seine Person und Vergangenheit wußte man nur, daß er die Feldzüge in Afrika und Italien, sowie denjenigen von

1870/71 mitgemacht, daß er ferner gegen die Kommune gekämpft hatte; seine politischen Meinungen waren den weiteren Kreisen unbekannt.

Indessen, dieser bis dahin unbekannte Mann verstand es eine unerhörte Popularität zu erringen und dadurch bald das ganze Kabinett in den Schatten zu setzen, eine Popularität, die um so höher anzuschlagen war, als sie in dem Herzen des Proletariats, des arbeitenden Volkes ruhte. Was für eine Ursache hatte dieser eigenartige Enthusiasmus?

Beim Suchen nach einer Erklärung darf man zunächst nicht unberücksichtigt lassen, daß vor Boulanger alle Kriegsminister streng monarchisch gewesen waren. Man hatte sie immer als eine drohende Gefahr für die Republik gefürchtet. Sie waren der Schrecken der demokratischen Bevölkerung gewesen.

Nun kam Boulanger.

Nicht nur, daß er die Trägheit seiner Vorgänger durch eine energische Thätigkeit ersetzte, schien er auch diese ganze Energie in den Dienst der vorgerücktesten Demokratie stellen zu wollen. Ein demokratischer Kriegsminister, welche neue, unerwartete Erscheinung! Das ganze republikanische Frankreich athmete erleichtert auf; endlich hatte man den langgesuchten, republikanischen Kriegsminister gefunden.

Aber vielleicht wird man die Bewunderung, mit der Boulanger umgeben wurde, noch besser verstehen, wenn ich einige Züge anführe, durch die er die öffentliche Meinung auf seine Seite zu bringen verstand, das wird uns erklären, weswegen er gerade bei der ultra-demokratischen Bevölkerung von Paris so großen Anklang fand. Im März 1886 hatte sich, wie bereits angeführt, die Bergarbeiterbevölkerung von Décazeville zu einem allgemeinen Ausstand erhoben, der große Dimensionen annahm. Sie hatten einen Direktor getödtet und waren zu dem Außersten bereit. Wie gewöhnlich war den Streikenden gegenüber auch Militär ausgedient und man fürchtete von Stunde zu Stunde, daß es zwischen den aufgeregten Bergleuten und den Soldaten zu einem ähnlichen Gemetzel kommen werde, wie in der Ricarmarie. Der sozialistische Deputirte Camelinat interpellirte den Kriegsminister am 26. März 1886 über diesen Gegenstand. Dieser antwortete mit den verblüffendsten Worten, welche die Kammer je aus dem Munde eines Kriegsministers gehört hatte:

„Beklagen Sie sich nicht,“ so sagte Boulanger, „über die Zahl der Soldaten, welche die Minen bewachen; die französischen Soldaten theilen ihr Brot mit den Arbeitern, aber greifen sie nicht an.“

Das war keineswegs ein Redner aus dem sozialistischen Klub, der so sprach, sondern der Kriegsminister der französischen Republik. Welche Wirkung mußte eine solche Sprache auf die ewig revolutionäre Bevölkerung der Faubourgs von Paris ausüben, die den Kampf der Bergleute so sehr zu ihrer eigenen Sache machten, daß sie Hunderttausende aufbrachten, um den Widerstand derselben zu stärken! Naturnothwendig mußte ein Gefühl der Dankbarkeit und Anerkennung in ihnen entstehen gegen den Minister, der so ganz anders sprach wie jeder andere an seiner Stelle, der nicht gesagt hatte, die Soldaten würden ihre Schuldigkeit thun, das heißt die Minenarbeiter massakriren, sondern der sagte: Sie werden ihr Brot mit ihnen theilen.

Noch mehr mußte sich dieses Gefühl steigern, als man erfuhr, daß in der Ministerkammer vom 6. Juni 1886 ein Streit ausgebrochen war, weil Boulanger und der alte Garibaldianer Vochroy sofortige Ausweisung sämtlicher Familienangehörigen der fürstlichen Dynastien verlangten, die Frankreich beherrschten, ein Verlangen, dem sich die übrigen Minister schroff widersetzten. Boulanger und Vochroy jedoch verstanden es, den Widerstand ihrer Kollegen zu besiegen und der Kriegsminister forderte dann von der Tribüne der Kammer herab ein diesbezügliches Gesetz, allerdings mit der Einschränkung, daß es sich nur auf die Häupter der ehemaligen Regentenfamilien erstreckte. Dies wurde auch angenommen und vergrößerte das Ansehen Boulangers in den Augen des Volkes bedeutend.

Ich kann unmöglich auf alle die Regierungshandlungen Boulangers des Näheren eingehen, die ihn auf den Gipfel der Volksgunst hoben, ich kann nicht einmal die wichtigsten streifen, ich habe z. B. nicht einmal von dem Gesetz gesprochen, das den Militärdienst auf drei Jahre reduzierte, eine Forderung sämtlicher radikaler Programme, die auch Boulanger aufgenommen hatte. Man könnte mir vielleicht einwenden, daß i., veräußert hätte, auf seinen chauvinistischen Charakter hinzuweisen, der ihm viele Sympathien erworben haben mochte, doch ist demgegenüber zu bemerken, daß derselbe Chauvinismus allen vorhergehenden Ministerien innegewohnt hat, ohne daß sie dadurch populärer geworden wären. Sicher ist es dagegen, daß die Thätigkeit, welche der General für die Reorganisation der Armee auszuüben schien, dem Volk nicht gleichgültig blieb und dieser Punkt giebt mir noch zu einigen Bemerkungen Anlaß.

Ich habe schon gesagt, daß man von der großen Masse nicht dasselbe Maß philosophischer Einsicht erwarten darf, wie von Einzelnen. Wenigen, daß sie im Gegentheil mehr der Spielball ihrer Leidenschaften ist. Wenn wir darauf warten wollten, daß sie sich für ein philosophisches Ideal der gesellschaftlichen Umwälzung in Bewegung setzten, wenn wir sie verdammen wollen, wenn sie sich einmal nicht ganz in Uebereinstimmung mit unserem sozialen Evangelium befinden, so werden wir niemals etwas erreichen. Volksbewegungen müssen noth-

wendig immer einen mehr instinktiven Charakter tragen, sie bedürfen einzelner Männer, die wissen was sie wollen und die eine Bewegung in die richtigen Bahnen leiten. Neben den philosophischen Gründen giebt es auch Gründe der praktischen That, das dürfen wir nicht vergessen. Nun ist das Pariser Proletariat dasjenige, das am tiefsten das Gefühl der Brüderlichkeit, der Internationalität in sich aufgenommen hat. Es hat immer für die europäische Demokratie gekämpft. Im Jahre 1848 wollte es die provisorische Regierung zwingen, dem ganzen monarchischen Europa den Krieg zu erklären und zweifelsohne hat es heute noch dieselbe Empfindung. Auch heute noch steht dem demokratisch-empfindenden französischen Volke das halbe streng monarchische Europa gegenüber, es fühlt sich bedroht durch das letztere und will sich verteidigen. Dieses demokratische Nationalgefühl erklärt uns den Chauvinismus des französischen Volkes und erklärt uns auch das Gefühl der Anerkennung, das es Boulanger für seine Reorganisation des Heeres zollte.

Gewiß ist es nicht der stärkste Grund gewesen, der dem General zu seiner Popularität verhalf, daß man ihn für einen geschickten Militär hielt, er hat mit vielen anderen aber dazu beigetragen. Als am 17. Mai 1887 Boulanger seinen Posten niederlegte, sah man wie groß diese Volksthümlichkeit unter den Vorstadtbewohnern von Paris war, man sah es besonders am 8. Juli, als er nach Clermont abreiste. Ein furchtbares Menschenmeer fluthete am Lyoner Bahnhof, es mögen wohl mehr wie 150 000 Menschen gewesen sein, die zu allem bereit waren. Die Massen warfen sich auf die Schienen, um die Abfahrt des Generals zu verhindern. Wenn er auch nur die allergeringste revolutionäre Ader gehabt hätte, so brauchte er nur ein Zeichen zu geben, um die Herrschaft der bürgerlichen Finanzwelt wie Glas zu zerhackern.

Allerdings war er nicht die Persönlichkeit, etwas Besseres an deren Stelle setzen zu können, ein Gedanke aber, der dem vertrauensvoll auf ihn hoffenden Volke nicht kam und nicht kommen konnte.

Der Hauswindel in Berlin.

N. K. Die Berliner Bauhandwerker, das ist, die größeren oder kleineren Unternehmer, hielten in letzter Zeit zwei Versammlungen ab und beschloßen, die Gründung eines Vereins als Schutzmittel gegen drohende Verluste von Seite der Bauunternehmer. Wer gewohnt ist, häufig Arbeiterversammlungen beizuwohnen, auf den machte das Neuzere dieser Versammlung einen eigenthümlichen Eindruck. Man sah glänzende Glazen, gerundete Bäuche, blühende Gesichter, schwere goldene Ketten und feine Pelze. Und doch klagten alle Anwesende über ihre schlechte wirtschaftliche Lage. Es sei so weit gekommen, meinte der Referent, daß Handwerker nach 20—25 jähriger Thätigkeit im Baufache gezwungen wären, sich selbst zu morden. Wir fühlen nicht den Verus in uns, für diese gemästeten Herren in die Breiche zu treten. Wenn wir im Nachsichenden den Hauswindel aufzudecken versuchen, so geschieht dies erstens, weil viele unserer Genossen im Baufache thätig sind, also ein Interesse daran haben, zu erfahren, wie die Sachen liegen; zweitens, weil die ganze bürgerliche Presse wie auf Kommando den Sachverhalt todtschweigt, es für uns Sozialisten aber nur von Vortheil sein kann, den Gegner, so wie er ist, voll und ganz kennen gelernt zu haben.

Fast alle Berliner Wohnungsbauten werden im Auftrag von Leuten hergestellt, welche in den meisten Fällen kein Kapital und wenn, dann auch nur wenige tausend Mark besitzen. Das Geld zum Bau erhält der Bauunternehmer von einem einzelnen Kapitalisten oder von einer Vereinigung derartiger Leute. Für einen Quadrat-Fuß bewohnbarer Fläche rechnet man als nothwendiges Geldverforderniß 27 Mk. Der Bauunternehmer erhält diesen Betrag aber nie ganz von seinem Geldgeber, sondern höchstens 20—22 Mk. Würde der Kapitalist 27 Mk. aufwenden wollen, so würde er selbst bauen und brauchte keinen Mittelsmann. Von diesen 20—22 Mk. für den Quadrat-Fuß sollen bezahlt werden: die Zinsen an den Geldgeber, der nöthige Grund und Boden, die Materialien und die Handwerkerlöhne. Der Bauunternehmer will indessen auch leben, und er lebt gut, damit der Kredit keinen Abbruch erleide. Mit 20 Mk. kann man aber keine Sache herstellen, die unter allen Umständen 27 Mk. kostet. Ist das Haus nun wirklich fertig gebaut, so muß es unter diesen Verhältnissen eine Menge Leute geben, deren Forderungen nicht oder nur mit einem Akzept des Bauunternehmers beglichen sind, das oft nicht den Werth eines Pfennigs besitzt. Die Baugelber sind an erster Stelle vorgemerkt, dann folgen die eventuellen Forderungen der Lieferanten, des Maurermeisters und Zimmermeisters, die Guthaben der Kleinhandwerker kommen an letzter Stelle. Der Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuches läßt gar nur ein Pfandrecht auf Baaren gelten, welche in der eigenen Werkstatt des Handwerkers liegen. Ist die Sache soweit gediehen, dann macht der Geldgeber die Klappe zu, kündigt sein hergeliebtes Kapital und bringt das Haus zur Substation. Ein im Zwangswege versteigertes Gut geht meistens unter dem Schätzungswerte fort. Die beteiligten Handwerker können, weil sie kapital schwach sind, nicht mitbieten, der Geldgeber braucht in den meisten Fällen nicht einmal bis zur Höhe seiner Forderung zu gehen, erhält den Zuschlag, die durchgefallenen Handwerksmeister haben das Nachsehen. Im Jahre 1890 sind auf diese Weise die kleinen Handwerker gering gerechnet um 6²/₃ Mill. Mark betrogen.

Das ist der einfache typische Fall. Besitzt der Bauunternehmer soviel Kapital, um die Differenz von 22 zu 27 zu decken, den Bau fertigzustellen und das Haus zu vermieten, dann fällt für ihn ein Gewinn ab. Die Baugeldgeber lieben aber solche Bauunternehmer nicht, die tauglichste Person für sie ist die, welche gar nichts besitzt. Zwischen die Baugelder läßt nämlich der Kapitalist auch noch Forderungen eintragen, für welche keine Valuta gegeben wurde, d. h. es wird eine Forderung, welche eigentlich gar nicht besteht, verbucht in der Absicht, andere Gläubiger zu schädigen. Die Leute nun, auf deren Namen diese Forderungen eingetragen sind, werden, nachdem es zum Klappen, also zur Feilbietung kommen soll, veranlaßt, die Forderung an den Baugeldgeber für eine Entschädigung abzutreten. Forderungen dieser Art von 20 000 Mk. werden um 200—300 Mk. zedirt.

Eine dritte Art von Geldgebern ist noch schlauner. Sie will den Schein wahren und durchaus nicht als Bucherer und Blutsauger gelten. Sie bringt also das Haus nicht zum Verkaufe, der Bauunternehmer bleibt nomineller Eigentümer, muß aber die ganze einfließende Miete an dem Baugeldgeber abtreten. Für diese Hausdienerdienste erhält er eine Entschädigung von monatlich hundert Mark.

Danebenher laufen die mannigfachsten Schiebungen. Ein Unternehmer hat ein Haus fertig gebaut. Der Geldgeber hat den Handwerlern versprochen, die Baugelder in Raten abzutragen, bricht aber seine Zusage. Eine Exekution bleibt erfolglos. Nun wird das Haus gegen ein anderes ungetauscht, oder ein großes unbebautes Grundstück gekauft und 10 000 Mk. angezahlt. So, und nun können sich die Handwerker vermerken lassen. Ihre Entschädigung wird beschleunigt durch das Urtheil von Sachverständigen. Ist es das eines gerichtlichen, wozu ein Dozent an der Hochschule, um so besser. Aber Geld bekommen die Handwerker trotzdem keinen Pfennig.

Es ist ein ganzer Mattenkönig von Betrügereien, Durchstichereien und Uebervortheilungen. Einer der Hauptmacher begann seine Laufbahn als Bureauvorsteher eines Berliner Rechtsanwaltes. Der betreffende Rechtsanwalt führt sehr viele dieser Bauprojekte. Oft steht zwischen Bauunternehmer und Geldgeber noch ein Agent, an dessen Fingern auch so manches kleben bleibt und in sehr vielen Fällen haben die Geldgeber unbekannt bleiben wollende Hintermänner.

Den Handwerlern ist nicht zu helfen. Sie haben zwar in ihren Versammlungen beschlossene, künftighin nur an solche Unternehmer zu liefern, die kapitalkräftig sind. Wie viele Handwerker und Kleinmeister giebt es aber, die selbst von der Hand in den Mund leben. Diese werden sich an die Erlasse des Bauhandwerkervereins einfach nicht kehren, sondern zu erschnappen suchen, so viel sie immer können. Einen Theil zahlt ja der Bauunternehmer immer; fallen die Raten aus, so zahlt man einfach den eigenen Lieferanten nicht weiter, einige Zeit hat man sich auf diese Weise doch durchgefretet. Mehr wie ein Fretten ist ja das ganze Handwerk nicht mehr. Auch den Handwerkern wird erst die sozialistische Gesellschaft helfen. Jetzt stellen sich die Herren noch progig und pochen auf ihr ehrames Handwerk. Nur gemacht. Noth bricht Eisen. Mit einem Verein, und säßen zehntausend Innungsbrüder darin, hält man die wirtschaftliche Entwicklung nicht auf.

Die Pariser Arbeitsbörse.

Ueber die neue Zentral-Arbeitsbörse in Paris entnehmen wir verschiedenen bürgerlichen Blättern folgende Angabe:

Das Gebäude zählt fünf Stockwerke und hat einen mit Glas gedeckten Hof, der einen Versammlungsaal bildet, welcher 10 Meter Höhe, 24 Meter Länge und 19 Meter Breite hat und auf stufenweise hintereinander stehenden Sitzen für 1500 Personen Platz bietet. Der Fußboden des Saales, gleichfalls aus Glas, und zwar aus dicken, matten Tafeln, wird von vier eisernen Säulen getragen und dient zugleich als Decke eines unterhalb sich befindlichen Saales, der einen Flächenraum von 426 Metern hat und für Tagelöhner und sonstige Arbeiter bestimmt ist, die sich gewöhnlich an bestimmten Straßenecken oder Plätzen einfänden, um auf Arbeit zu warten.

Nebst diesem Saale werden im Erdgeschosse auch noch die für Lüftung, elektrische Beleuchtung und Ventilation nöthigen Vorrichtungen und Maschinenunterkunft finden. Ebener Erde, rechts vom Vestibule, werden sich die Hausmeisterwohnung und das Auskunfts-Bureau, links das für den ausschließlichen Gebrauch der Arbeitsbörse bestimmte Post- und Telegraphenamt samt Telephon befinden. Der erste Stock ist für das Generalsekretariat, die Verwaltungs- und die statistische Kommission samt ihrem Hilfspersonal bestimmt und wird überdies einen Bibliotheks- und Lesesaal im Ausmaße von 72 Metern enthalten. Die übrigen vier Stockwerke zählen außer vier ziemlich geräumigen Konferenzsälen, jedes 33 theils kleinere, theils größere Bureaus, also im Ganzen 132 Bureaus. Dieselben werden den verschiedenen Pariser Gewerksvereinen, je nach ihrer Anmeldung, zur Verfügung gestellt werden.

Das neue Haus kostet die Stadt Paris ca. 3 Millionen Francs.

Die Arbeitsbörse wird selbständig durch die Arbeiterverbände verwaltet. Die einzelnen fachlichen Vereinigungen betreiben in ihr durch Vertreter die Arbeitsvermittlung; sie wählen Delegirte, die das sogenannte

Generalkomitee bilden, das die Geschäfte der Verwaltung der Börse theils unmittelbar, theils mittelbar durch einen von ihm bestellten ausführenden Ausschuss ausübt. Der Pariser Gemeinderath, welcher die Mittel zur Erhaltung der Arbeitsbörse hergiebt, hat sich nur ein Aufsichtsrecht vorbehalten, sowie die oberste Gewalt bei gewissen grundlegenden Fragen, so beispielsweise bei Erlassung der Geschäftsordnung und Ähnlichem. Die Mittel sind übrigens nicht unbeträchtlich, kostet ja jetzt schon die jährliche Verwaltung 20 000 Francs, und werden voraussichtlich noch bedeutend steigen; zusammen genommen mit den Kosten der Gebäude selbst ergiebt dies ganz nennenswerthe Summen, mit denen sich wohl etwas erreichen läßt. Die Arbeitsbörse ist aber auch weit mehr als ein bloßes Arbeitsvermittlungsinstitut, sie ist gleichzeitig ein Vereinigungspunkt der Arbeitersyndikate (Gewerksvereine) — wenn auch nicht aller — und giebt diesen damit eine zusammenfassende Organisation, was sie zum Range einer Interessenvertretung der Arbeiter, überhaupt einer Art Arbeiterkammer erhebt.

Zu den Vereinen zählen nicht nur solche, die bloß aus ausgebildeten oder etwa nur aus Handarbeitern bestehen, sondern auch solche, die aus ungelerten sowie aus sogenannten Kopparbeitern gebildet sind. So findet sich daselbst u. A. je ein Fachverein von Buchhaltern, Handlungsgehilfen und Handlungsreisenden, sowie je ein Verein von Straßensehrern und Hausknechten. Jeder dieser Vereine — es sind deren gegenwärtig 150 — wählt alljährlich einen Delegirten, die zusammen genommen das Generalkomitee der Arbeitsbörse bilden, das sich in acht verschiedene Kommissionen theilt, die sich mit all jenen Fragen zu beschäftigen haben, welche die Arbeiterschaft direkt oder indirekt betreffen. Aus diesem Komitee geht die aus einundzwanzig Mitgliedern bestehende Exekutiv-Kommission hervor, die sich alljährlich einer Neuwahl zu unterwerfen hat. Die Exekutiv-Kommission theilt sich ihrerseits in fünf Unterkommissionen ein, Verwaltungs-, Finanz-, Propaganda-, Redaktions- und statistische Kommission, und wählt aus ihrer Mitte zwei Sekretäre, einen Kassirer, einen Archivar und den Redakteur des offiziellen Organs der Arbeitsbörse, das gegenwärtig einmal wöchentlich erscheint.

Außer Arbeitsvermittlung und Organisation der Arbeiter hat die Arbeitsbörse noch eine dritte Aufgabe, gewissermaßen die Arbeiten zu leisten, welche die arbeitsstatistischen Aemter der Vereinigten Staaten, sowie das schweizerische Arbeiterssekretariat erfüllt, d. i. die Untersuchungen aller jener Verhältnisse vorzunehmen, die auf die Lage und Forderungen der Arbeiterklasse Bezug haben und aus den sich ergebenden Schlüssen legislative Maßnahmen zu schöpfen, bezw. mit dem ihr vorliegenden Material zu begründen.

Die beiden Sekretäre haben theils die Korrespondenz und die Sitzungsprotokolle zu führen, welche letztere im Bulletin veröffentlicht werden, theils die statistischen Arbeiten zu zentralisiren. Ihr Gehalt, sowie das der übrigen Beamten wird nach Stunden — à 1 Fr. pro Stunde — berechnet, so daß die beiden Sekretäre, welche vorgeschrieben acht Stunden täglich, mit Ausnahme des Sonntags, in ihrem Bureau zu sein haben, bei vollem Einhalten ihrer Arbeitszeit jährlich 2504 Fr. beziehen, während der Redakteur des Bulletins, der Kassirer und der Archivar, die nur wenige Stunden wöchentlich — zumeist Abends oder Sonntags — beschäftigt sind, das Budget der Arbeitsbörse jährlich nur mit circa 450 Francs beziehungsweise 300 und 100 Francs, also zusammen mit kaum 900 Francs belasten. Hinzugefügt sei noch, daß sämtliche Mitglieder der Exekutiv-Kommission für jede Sitzung, die sie abhalten — dieselben währen gewöhnlich von 9 Uhr Abends bis gegen Mitternacht — einen Franc erhalten. Zur Ueberwachung der Exekutive ist eine aus dem Generalkomitee hervorgehende Kontroll-Kommission bestellt, die aus 9 Mitgliedern besteht, welche ebenfalls für jede Sitzung einen Franc erhalten. Zur Bestreitung dieser Ausgaben, sowie der Herstellungskosten des Bulletins und des Jahrbuches der Arbeitsbörse dient eine bisher auf 20 000 Frs. festgesetzte Jahressubvention des Municipalraths.

Als Arbeitsvermittlungsinstitut waren die Erfolge der Börse bisher, in ihrer alten Wohnung, recht mäßig. Eine wirkliche genaue Uebersicht über diesen Punkt ist übrigens deshalb nicht möglich, weil eine vollständige Statistik des bewerkstelligten Verkehrs von sämtlichen an ihr beteiligten Verbänden bisher nicht zu erlangen war. Für das Jahr 1889 wurden als vermittelt ausgewiesen: 8270 Stellen und 4129 Aushilfsplätze, insgesamt 12 399 Plätze. Diese Zahlen sind jedoch, wie bemerkt, nicht vollständig; aber selbst wenn wir ein gutes Stück auf Rechnung der Läden zugeben, so bleiben sie noch immer sehr geringfügig im Vergleich zu dem tatsächlichen Arbeitswechsel in Paris. Ganz vernachlässigt jedoch erscheinen jene Funktionen, die man etwa sonst von einer Arbeitsbörse erwarten könnte und die gerade den ersten Vertretern der Idee einer solchen Einrichtung hauptsächlich vor Augen geschwebt haben, nämlich die Beforgung und Verlautbarung von Nachweisungen über den Stand des Arbeitsmarktes und die damit bewirkte Ausgleichung von Ueberfluß und Mangel an einzelnen Orten oder in den verschiedenen Erwerbszweigen. Da nicht einmal eine Statistik der angebotenen und nachgefragten Stellen veröffentlicht wird, so werden eben keinerlei Uebersichten über die Lage des Arbeitsmarktes, geschweige denn irgend welche andere Daten geboten.

Die Ursache liegt in erster Linie in dem Mangel an den hierfür nöthigen Bureaus in den alten Räumlichkeiten.

Das alte Gebäude enthält nämlich außer einem großen und einem kleinen Versammlungsaal, welche zur Abhaltung von Generalversammlungen, allgemeinen Gewerksversammlungen und Kongressen dienen, nur noch 21 kleinere Bureaus. Da in einem derselben das Sekretariat untergebracht ist, bleiben für sämtliche Vereine bloß 20 Bureaus. Einzelne Fachvereine haben darum gar keinen Sitz in der Arbeitsbörse, viele, um im Generalkomitee vertreten zu sein, einen mehr nominellen Sitz, wie dies ja kaum anders denkbar ist, da wo oft 10 bis 14 Vereine ein gemeinsames Bureau besetzen.

In zweiter Linie kommen hierbei noch die Klassenverhältnisse der verschiedenen Vereine in Betracht. Durchschnittlich ca. 400 Mitglieder zählend, haben die Vereine, unter welchen mehr als ein Viertel bloß 50—100 Mitglieder zählt, nur zu einem geringen Theile die Mittel, eine ständige Arbeitsvermittlung zu unterhalten. Viele Vereine beschäftigen sich darum bloß an einzelnen Abendstunden oder bloß Sonntags mit der Arbeitsvermittlung, während sich andere gar nicht damit befassen und nur wenige Gewerksvereine eine ständige Arbeitsvermittlung haben. Der erste Uebelstand wird mit der Eröffnung der neuen Arbeitsbörse, die, wie erwähnt, 132 Bureaus enthält, beseitigt sein. Was aber den letzteren anbelangt, könnte demselben unter den gegebenen Verhältnissen nur dadurch abgeholfen werden, wenn das für eine ständige Arbeitsvermittlung nöthige Personal aus dem Gemeindefiskus entlohnt, d. i. die vom Municipalrath gewährte Subvention um die hierfür nöthige Summe erhöht würde.

Das würde zwar einige Ausgaben verursachen, allein die Unternehmer hätten ja doch auch Nutzen davon, nicht allein die Arbeiter; und außerdem, wenn Staat und Gemeinde schon sonst nichts für die Arbeitslosen thun können oder wollen, so sollten sie ihnen doch wenigstens nicht noch die Kosten der Arbeitsvermittlung aufhalsen.

Mit der Arbeitsstatistik, wie sie von der Arbeitsbörse geübt wird, ist es noch ziemlich arg bestellt. Ist auch die Fragestellung, wie sie in den beiden vorliegenden Jahrbüchern enthalten ist, im Großen und Ganzen als eine ebenso richtige als umfassende zu bezeichnen, sind doch die Antworten zum Theil so lückenhaft und von so zweifelhaftem Werth, daß das Ergebnis, namentlich in seinen wichtigeren Theilen, völlig unbrauchbar ist, wie es bei dem Vorgange, der dabei beobachtet wurde, auch nicht anders möglich ist. Man hat sich nämlich bloß an die Gewerks- und Fachvereine gewendet, deren Ausschüsse, bezw. Sekretäre die Antworten nach ihrem persönlichen Wissen abgaben, und die darum Alles, nur nicht das Resultat von Einzelangaben sämtlicher Mitglieder der betreffenden Vereine sind. Aber selbst in letzterem Falle wäre nicht viel gewonnen worden, da die Vereine, namentlich in den bedeutenderen Industriezweigen, kaum fünf Prozent aller hierzu gehörigen Arbeiter zu ihren Mitgliedern zählen.

Erfolgreicher ist die Thätigkeit der Arbeitsbörse, insofern sie die Organisation der Arbeiter unterstützt. Sie stellt den Arbeiterverbänden Bureaus und Versammlungssäle unentgeltlich zur Verfügung; aber noch höher als diese ist die Propaganda, die moralische Beeinflussung anzuschlagen. Der Zusammenhang, den die Arbeitsbörse zwischen den einzelnen Syndikaten geschaffen hat, wirkt offenbar günstig auf ihre Festigung im Innern und ihre Stellung nach Außen hin; denn unlegbar ist heute schon die Arbeitsbörse ein Faktor, mit dem man im öffentlichen Leben zu rechnen hat. Die Arbeitsbörse verfügt ferner über eine gewisse Anzahl schrift- und redigierender Personen; ihr Bulletin vermehrt die Arbeiterpresse; sie unterstützt die Arbeitseinstellungen, veranstaltet zu propagandistischen Zwecken Vorträge und erstreckt durch Entsendung von Rathgebenden und Vortragenden ihren Einfluß auch auf die Provinz. Sie verfehlt nicht, über Gesegentwürfe, welche die Interessen der Arbeiter betreffen, ihre Stimme zu erheben und wird jetzt um solche Kooperationen von der Regierung sogar direkt angegangen. Sie hat mit Hilfe eines vom Pariser Gemeinderathe bewilligten Kredites zur Zeit der Weltausstellung die Vertreter auswärtiger Arbeitergruppen empfangen, und hofft ein wichtiges Bindeglied zur internationalen Einigung der Arbeiter zu werden.

Der englische Nationalreichtum.

Das rapide Steigen des englischen Nationalreichtums wird durch die nachfolgende Tabelle veranschaulicht. Zugleich zeigt die Tabelle die Vermehrung der Bevölkerung an.

Jahr	Bevölkerungszahl in Millionen	Vermögen in Mill. Pfd. Sterl.	Entfall auf den Kopf Pfd. Sterl.
(England allein)			
1600	4 1/2	100	22
1680	5 1/2	250	46
1690	5 3/4	320	58
1720	6 1/2	370	57
1750	7	500	71
1800	9	1 500	167
(Vereinigte Königreiche)			
1812	17	2 700	160
1822	21	2 500	121
1833	25	3 000	144
1845	28	4 000	143
1865	30	6 000	200
1875	33	8 500	260
1885	37	10 000	270

Die Bevölkerungszahl hat zwar ungemein schnell zugenommen in den 300 Jahren. Aber noch schneller war der Zuwachs des Reichthums; wenn 1600 auf den Einzelnen

nur 22 Pfund Sterling entfielen, so fallen 1885 270 Pfund auf ihn, mehr wie das zölfwache.

Aber dieser ganze Zuwachs ist nur einigen Wenigen zu Gute gekommen, welche immer reicher geworden sind. Die Masse des Volkes, die Arbeiter, stehen sich nicht besser, sondern schlechter, ihnen hat diese verauschende Fülle des Reichthums nur Elend gebracht. Je fruchtbarer ihre Arbeit geworden ist, desto geringer wurde der Antheil, den sie von ihr erhielten; je reicher das Korn auf den Feldern schwoll, desto größer wurde bei ihnen die Hungersnoth; je eifertiger die Maschine Kleiderstoffe webte, und je gefüllter die Magazine wurden, desto elender wurden ihre Lumpen, und aus dem schwelgerischen Ueberfluß, den ihre Arbeit hervorbrachte, entstand nur immer härtere Noth.

Der Utopist Hertha

macht wirklich Ernst mit seinem sozialen Staat in Afrika? Er schreibt an die „Frk. Ztg.“

„Zur Verwirklichung des in Theodor Herzka's „Freiland“ entwickelten Planes — Schaffung eines Gemeinwesens auf Grundlage vollkommener sozialer Gerechtigkeit und Freiheit — haben sich während der letzten Wochen zahlreiche Vereine und Lokal-Gesellschaften gebildet. Derlei Vereinigungen existiren bisher in Wien, Budapest, Prag, Berlin, Hamburg, Braunschweig, Frankfurt, Breslau, Basel und in mehreren anderen Städten wird ihre Konstituierung vorbereitet, wie denn überhaupt kaum ein Tag vergeht, ohne daß Zusammenkünfte und Besprechungen oder Beitritts-Erklärungen an den Verfasser von „Freiland“ gelangen. Auch aus England und den Ver. Staaten von Nordamerika haben sich Anhänger gemeldet, die jedoch das Erscheinen der englischen Ausgabe von „Freiland“ abwarten wollen, ehe sie auch ihrerseits in die Aktion treten. Die Absicht der „Freiländer“ geht dahin, im kommenden Frühjahr aus den Inzivilen unablässig zu verwehrenden und zu vergrößernden Ortsgruppen eine große internationale Gesellschaft zu bilden, deren Aufgabe dann die Gründung von „Freiland“ sein soll.

Als Ort des zukünftigen Gemeinwesens, in welchem es keinerlei Eigenthum an Boden und an Produktionsmitteln geben, trotzdem, oder — wie Herzka behauptet — gerade deshalb aber unbeschränktes Selbstbestimmungsrecht jedes Einzelnen herrschen soll, ist, wie dies in seinem Buche ausführlich nachzulesen, das Alpenland des äquatorialen Zentral-Afrika gedacht. Da sich unter den bisher insgesamt ungefähr 200 Köpfe zählenden Mitgliedern zahlreiche wohlhabende, ja reiche Herren und Damen befinden — an der Spitze einiger Freiland-Komitees stehen die Inhaber von Bankhäusern — die dem Unternehmen zum Theil sehr bedeutende Summen zu widmen gesonnen sind, halten die Leiter der Bewegung die rasche Ausbringung der zur Einleitung des Unternehmens notwendigen einen Million Mark für unzweifelhaft. Keineswegs sollen die gezeichneten Beträge eingezogen werden, bevor nicht erstens die große internationale Freiland-Gesellschaft mit sammt ihrem dirigirenden Ausschusse konstituiert, und zum Zweiten der volle, zur Durchführung des Unternehmens erforderliche Betrag gesichert ist. Als Central-Organ der unterschiedlichen freiländischen Ortsgruppen dient Herzka's „Zeitschrift für Staats- und Volkswirtschaft“ in Wien, in welcher von Mitte Dezember ab eine besondere Rubrik „Freiland“ fortlaufende Nachrichten über die freiländische Sache bringen wird.“

Wir wünschen den Unternehmern viel Glück, und wünschen den „zahlreichen wohlhabenden, ja reichen Herren und Damen“, daß sie die soziale Gerechtigkeit und Freiheit, die ihnen gegenwärtig versagt ist, in „Freiland“ vollaus zu Theil werde. Es ist ihnen ja zu gönnen, diesen Unterdrückten und Ausgebeuteten, dieser armen Bourgeoisie, die von dem niederträchtigen Proletariat auf's Gemeinste gedemüthigt wird, daß auch sie endlich einmal sich in Gerechtigkeit und Freiheit der Genüsse freuen können, die ihre schwierige Faust produziert hat.

Vom Reichstag.

53. Sitzung.

Fortsetzung der zweiten Staatsberatung.

Abg. Scipio (nlib.): Die Einnahme der Postverwaltung hat sich im verflossenen Jahre bis zum Dezember um 21 Millionen gegen das Vorjahr erhöht. Das beweist eine enorme Steigerung in der Benutzung der Post seitens des Publikums. (Eine solche Steigerung darf natürlich nicht dazu benutzt werden, die Tarife billiger zu machen, sondern das überflüssige Geld muß nebst dem anderen, dem Kriegsgott geopfert werden.) Redner behauptet dann weiter, daß die Postbeamten etwas entlastet seien. (Wenn es wahr ist, so wäre es ihnen sehr zu gönnen.)

Abg. Willich (fr.): tritt für Herabsetzung der Gebühr für Zeitungstelegramme ein, damit die armen Teufel von Zeitungsvetlegern einen größeren Schnitt machen. 's Geschäft bringt's mal so mit sich.

Abg. Singer (Soz.): Den weniger beteiligten kleinen Gewerbetreibenden sei am besten geholfen durch die von sozialdemokratischer Seite empfohlene Einrichtung, welche den Gebrauch des

Telephons Jedem zugänglich machen würde. Auch der Herabsetzung der Gebühr für Zeitungstelegramme würde er nicht zustimmen. So gern er eine der Allgemeinheit zu Gute kommende Maßregel unterstützen möchte, so wenig wünscht er eine besondere Begünstigung der Zeitungsvetleger. Der Redner richtet an den Staatssekretär die Bitte, eine allgemeine Verfügung über die jährlichen Beurteilungen der Postunterbeamten zu erlassen. Endlich rügt er, daß eine neue Kategorie von „Beamten auf Widerruf“ geschaffen sei, um die Hilfsarbeiter der Post von der Alters- und Invalidenversicherung auszuschließen und die Beiträge der Postverwaltung zu ersparen. Edel sei der Mensch hilfreich und gut.

Direktor Fischer: Daß diese Maßregel eine solche Auslegung finden würde, wie bei dem Herrn Redner, darauf war ich nicht gefaßt; gewiß wird diese Auffassung aber von keinem der durch diese Maßregel betroffenen Beamten anders als eine Wohlthat aufgefaßt. (Beifall.)

Abn. Schäbler (Zent.): Ich möchte an den Herrn Staatssekretär einige Fragen wegen der Privilegien des Wolff'schen Telegraphenbureaus richten. Die gelben Telegraphenformulare genießen den Vorzug vor allen anderen Depeschen. Dadurch ist die gesamte Presse von Wolff abhängig. Außerdem soll das Bureau einen eigenen Kohlenposten haben und einen besonderen Preisraum im Pochlokal. Es soll ferner Kürvenabzüge des „Reichsanzeigers“ erhalten und es liegt die Vermuthung nahe, daß bei der Zusammenlegung der Aktionäre das, was in amtlicher Weise mitgeteilt wird, einen Einfluß auf Finanzsachen haben könnte. (Aber wie kann man so was denken, daß solche Jobberei vorkommen kann bei uns, in unserem sittlichen Deutschland, wo die Leute alle so christlich sind! Hui, welche Verleumdung!)

54. Sitzung (Fortsetzung).

Abg. Münch (fr.): Das Briefgeheimniß wird in vielen Fällen nicht gewahrt.

Abg. Bollrath (fr.): Die fiskalischen Interessen müssen verschwinden gegenüber den höheren, die Post soll ein Verkehrsinstitut sein und nicht ein Institut, um die Ueberschüsse des Staates zu vermehren.

Abg. Richter bedt wieder eine niedliche Jobberei auf:

Das Privilegium des Wolff'schen Telegraphenbureaus hat für gewisse Börsenfirmen nicht bloß eine Bedeutung für die Verwertung der Aktien der Gesellschaft. Der Leiter des Bureaus untersteht in gewisser Beziehung dem Einfluß der Regierung, ist aber zugleich abhängig von Börsenfirmen. Nun bedenken Sie bloß, was es bedeutet, wenn ein solcher Leiter des Bureaus das Telegramm, welches ihm infolge des Privilegiums vielleicht 2 Stunden früher zugeht als irgend eine andere Firma in Berlin dies Telegramm haben kann, während der Börsenzeit ein solches Telegramm einzelnen Börsenfirmen früher zugänglich macht, von denen er abhängig ist, welche Spekulation darauf gestützt werden kann, zu Unrecht anderer Firmen. Die Abhängigkeit des Leiters des Bureaus von gewissen Börsenfirmen kann sich auch dahin äußern, daß die Telegramme den Sonderinteressen dieser Börsenfirmen entsprechend gefärbt werden. Die Telegramme werden ja in redigierter Form veröffentlicht. Wenn nun z. B. eine Krisis in Argentinien stattfindet, und ein Kabellegramm dies mittheilt, so hat das Wolff'sche Telegraphenbureau es in der Ha d, das Kabellegramm entsprechend den Börseninteressen zu färben, die Sache günstiger oder ungünstiger darzustellen, und bevor noch irgend eine Konkurrenzfirma durch ihre Telegramme die Sache berichtigen kann, können in Folge dieser gefärbten Telegramme Tausende von Millionen an der Börse gewonnen oder verloren werden. Solche Zustände werden durch dies Privilegium begünstigt. Es hat ja nur ein historisches Interesse, daß diese Börsenfirmen zugleich die Privatbankiers des Fürsten Bismarck gewesen sind.

Abg. v. Bollmar (Soz.): Herr Singer hat bei seiner Stellungnahme zur Ermäßigung der Telegraphengebühren für Zeitungen nur seine persönliche Ansicht ausgesprochen. In der Fraktion ist darüber nicht verhandelt worden. Ich persönlich bin für diese Ermäßigung im Interesse der Allgemeinheit. Es steht daraus eine Erhöhung der Einnahmen zu erwarten, aber selbst bei einem Rückfall würde ich im Interesse der Erleichterung des Verkehrs auf diesem Boden stehen. Die Sache verhält sich hier ebenso wie bei der Errichtung neuer Gymnasien, welche ebenfalls den oberen Zehntausend zu gute kommt, und auch mit dem allgemeinen Interesse motiviert wird. Nicht die Verleger werden einen Nutzen haben, sondern das Publikum, nicht die großen Zeitungen, sondern gerade die kleineren Zeitungen, die jetzt keine Telegramme benutzen können. Die Herabsetzung der Telegraphengebühren würde eine große Entwicklung des Verkehrs zur Folge haben und auch die Benutzung durch die ärmere Bevölkerung ermöglichen.

55. Sitzung.

Auf der Tagesordnung steht zunächst die zweite Beratung des Etats der Reichsjustizverwaltung.

Abg. v. Buol (Zit.): Die kurzzeitigen Freiheitsstrafen, welche jetzt die Praxis zu bilden scheinen, seien vielfach wirkungslos, sie seien nicht abschreckend genug, besonders für die jugendlichen Arbeiter. (Und eine solche Verhöhnung des gleichen Rechts für Alle findet im Reichstag statt!)

Abg. Bödel (Ant.): Die Wucherprozesse müßten dem Schwurgericht übergeben werden. Und welche erschauernlichen Urtheile wurden in letzter Zeit in solchen Prozessen gefällt. So seien einem Wucherer in Frankfurt a. M. in einem solchen Prozeß mildere Umstände abgebilligt worden, weil er von Jugend an solche Dinge gewöhnt gewesen und nicht Unrecht darin gesehen habe.

Abg. Deine (Soz.) regt eine Aenderung des Geldstrafensystems dahin an, daß bei Zahlungsunfähigkeit an die Stelle der Haftstrafe

eine Arbeitsstrafe gesetzt wird. Redner greift sodann das Anklage-monopol der Staatsanwälte an. In Bezug auf den Wucher führt er aus, daß nicht die Juden die größten Wucherer seien, der größte Wucher werde vielmehr von den städtischen Leihanstalten getrieben, die 60 Prozent Zinsen nehmen. Auf diesen Wucher sollte man mehr seine Aufmerksamkeit richten. Redner verlangt schließlich, daß in der Kommission für Ausarbeitung des bürgerlichen Gesetzbuches keine Vertreter der arbeitenden Klassen seien, es sollten auch sozialdemokratische Juristen zugezogen werden. Es dürfte auch nicht länger zugelassen werden, daß die Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie von den Gerichten als strafverschärfend angesehen werde.

Abg. Stadthagen (Soz.). Der schlimmste Wucher werde nicht bei der Verleihung getrieben, sondern bei der Ausbeutung der Arbeitskraft. Redner bedauert sodann die Gesetzesbestimmung, wonach Beamte nur mit Genehmigung der vorgesetzten Behörde Rezensionsausagen machen dürfen. Das habe in vielen Prozessen, namentlich in Sozialistenprozessen, lediglich zur Verhüllung der Wahrheit gedient. Es sei zu vermuten, daß die Genehmigung in jenen Paragraphen deswegen verjagt worden sei, weil sich dann vielleicht herausgestellt hätte, daß die preussische bzw. deutsche Regierung mit Elementen in Verbindung stehe, mit denen anständige Menschen sonst nicht anknüpfen. Das Ansehen der Behörde werde dadurch untergraben. Die Verantwortlichkeit der Richter und Staatsanwälte sei keine faktische. Wer kann den Staatsanwalt anklagen, wenn er einen Verstoß gegen das Gesetz begeht? Selbst würde er sich doch nicht anklagen. Redner fragt die Regierung, ob sie in dieser Beziehung eine Remedur eintreten lassen werde. Ein Fehler sei es ferner, daß die höheren Richterstellen für die Staatsanwälte reservirt würden. Redner bezeichnet ferner die Behandlung der Untersuchungsgefangenen in Preußen als eine ganz ungeheuerliche. Beschwerden könnten gar nicht eingereicht werden, denn es sei unklar, an wen sie zu richten seien. Man verweigere ihnen sogar, mit dem Verteidiger sich zu berathen. Den politischen Gefangenen seien in Preußen beim Strafvollzug eiserne Masken angelegt worden, da sei doch die Frage angebracht, ob die Bestimmungen der Strafprozessordnung genügen.

Abg. Schmidt (Soz.) bemängelt die niedrigen Löhne in der Reichsdruckererei, die hinter denen in den Privatdruckerereien zurückblieben. In dieser Beziehung sei die Reichsdruckererei ebensowenig eine Musteranstalt wie in Bezug auf die Ueberstunden. Die Reichsdruckererei habe es abgelehnt, mit ihren Gehältern über den vom Druckerverband aufgestellten Tarif zu verhandeln. Das sehe in Widerspruch mit den Anschauungen, welche Herr von Vereloff im Abgeordnetenhaus Namens der Regierung kundgegeben habe.

56. Sitzung (Fortsetzung).

Abg. Stolle (Soz.) fragt an, weshalb das Auswärtige Amt bisher noch nicht die Auslieferung des Millionenwindlers Winkelmann aus Leipzig von der argentinischen Regierung duragesetzt habe. Das sei doch ohne Kaltwasserstrahl und ohne eine Niederbrennung von Dörfern wie in Samoa möglich gewesen.

Für wissenschaftliche Bestrebungen zur Erleichterung Centralafrikas werden 200 000 Mark verlangt. Die Freistimmigen suchen 50 000 Mark abzuhandeln, da die „wissenschaftlichen Bestrebungen“ nur Vorwand für kolonialpolitische Zwecke seien. Für die Sozialdemokraten sprach Bollmar, der erklärte, daß er für wirkliche wissenschaftliche Zwecke das Geld bewilligen werde.

57. Sitzung.

Es wird ein Zusatz zur Vertheilung der Verwaltungsausgaben im südwestafrikanischen Schutzgebiet in der Höhe von 292 300 Mark verlangt. Die Freistimmigen bieten bloß 268 800 M.

Abg. v. Bollmar (Soz.): Jetzt stellt sich heraus, daß in Südwestafrika, das früher als Paradies, als Goldland bezeichnet wurde, gar nichts zu holen ist. Ich kann nicht verstehen, wie man angesichts einer solchen Lage nicht nur das Bisherige, sondern noch mehr bewilligen will. Eine traurigere Lage als die, welche die Schutztruppe dort einnimmt, kann man sich kaum denken. Die Instruktion der Regierung ist durchaus zu billigen, aber wo ist denn diese Schutztruppe dort? Man schließt Verträge mit den Eingeborenen und hält sie nicht; das deutsche Prestige muß dadurch vernichtet werden. Man hofft auf ein gutes Gedeihen der Landwirtschaft dort. Nach den bisherigen Erfahrungen, die wir mit den Verprechungen der Gesellschaft und der Regierung gemacht haben, können wir aber kein Vertrauen dazu haben. Und wie verhält sich das mit Ihren Ansichten über die Noth der deutschen Landwirtschaft? Sie schaffen sich ja selbst eine Konkurrenz, vor der Ihr Patriotismus wahrlich nicht sehr bald verschwinden wird; die südwestafrikanischen Schafe werden Sie in Deutschland nicht hineinlassen wollen. Durch die Bewilligung dieser Summe wird die Regierung weiter engagirt, und das will ich nicht. Deshalb werde ich gegen die Posten stimmen. Wir können nichts Besseres thun, als unsere südwestafrikanischen Besigungen möglichst bald loszuschlagen. Herr Hammacher scheint die Pflicht einer großen Nation dahin aufzufassen, daß, wenn sie einmal eine Dummheit gemacht hat, sie noch eine weitere machen muß. Ich habe von der Größe und der Aufgabe der deutschen Nation eine andere Auffassung.

Briefkasten.

Rudolf S. a. Ihren Brief habe ich erhalten und freue mich über unsere beiderseitige Uebereinstimmung.

Die Nr. 15 vom Jahrgang 88 der „Vollstrebene“ wird zu kaufen gesucht. Wir bitten unsere Leser, wenn Jemand noch die Nr. haben sollte, dieselbe dem Arbeitsnachweis der Töpfer, Desbener Straße 116, überreichen zu wollen.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 2. Berliner Reichstags-Wahlkreises.

Montag, 9. Februar, Abends 8 1/2 Uhr

Ver sam m l u n g

in Kellers Hofjäger, Hasenhaide, Bergmann-Straße 51.

Tagesordnung:

1. Vortrag: „Die Arbeiter-Bewegung und ihre kulturgeschichtliche Bedeutung.“ Referent: Reichstags-Abgeordneter Förster. 2. Diskussion. 3. Aufnahme neuer Mitglieder. 4. Verschiedenes und Fragelasten.

Diesemigen Mitglieder, welche noch mit ihren Beiträgen restiren, werden ersucht, dieselben zu entrichten. Ingleich machen wir darauf aufmerksam, daß in dieser Versammlung die neuen Statutenbücher verabfolgt werden.

Gäste haben Zutritt. Um rege Theilnahme ersucht

Der Vorstand.

Cigarren u. Tabak

in vorzüglicher Qualität empfiehlt

B. Stabernack.

Bismarckstraße 85.

Allen Parteigenossen empfehle mein Weiß- u. Bairisch-Bierlokal Potsdamer Bier. August Insinger Rantstr. 48.

Im Verlage der „Freien Verlagsanstalt“ (P. Maurer), Elisabeth-Ufer 55, ist erschienen:

- 1) Ein siedler und Genosse, soziale Gedichte nebst einem Vorspiel von Bruno Wille. Volks-Ausgabe. Preis 65 Pf.
- 2) Die Jugend, eine Schrift zur Unterhaltung und Belehrung für Söhne und Töchter des arbeitenden Volkes. Herausgeg. von Bruno Wille. Pr. 20 Pf.

Ferner ist durch dieselbe Verlagsanstalt zu beziehen:

Die Entschädigungsansprüche der Arbeiter bei Unfällen.

Zusammenstellung der nach den Entscheidungen des Reichsversicherungsamtes den Verletzten bewilligten Rentensätze. Herausgegeben von Hans Müller. Preis 30 Pf.

Für Kolporteurs hohen Rabatt.

Große öffentliche Versammlung

für Frauen und Männer

am Sonntag, den 8. Februar, Abends 6 Uhr, in den Zentralsälen, Draniensstraße 180.

Tagesordnung: 1. Vortrag Referent: Th. Meyner. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes.

Geselliges Beisammensein.

Zu recht zahlreichem Besuch laden Herren und Frauen ein Die Veranstalter.

Verantwortlicher Redakteur: Paul Ernst, Berlin. — Verleger und Drucker: Maurer Werner, Dimmich, sämtlich in Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.

Für kleine Kinder.

Der alte Hütenspieler Van,
Der lehrte mich das Dichten;
Ein Vokl und ein Stüchchen Marzipan
Bestehen aus zweierlei Schichten.

Die eine schlürft Ausern und baut sich Kohl
Und macht in Vaterlandtreue,
Und süßt sich tannbalsisch wohl,
Die Goethes fünfhundert Säue.

Die andere spielt tagtäglich va banque
Und kledet sich in Lappen
Und süßt ihr ganzes Lebenlang
Einen Hungertrocken im Wappen.

Keno Holz.

Fettfugel.

Son Guy de Raupassant. (Nachdr. verboten.)
(2. Fortsetzung.)

Neben dem Kutscher stand, von der Laterne voll beleuchtet, ein deutscher Offizier, ein schlanker junger Mann mit blondem Haar und von außerordentlich dünnen Körperformen, in seine Uniform eingeschnürt wie ein Mädchen in ein Korset, während er seinen niedrigen glänzenden Helm auf die Seite geschoben hatte, was ihm eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Jagddiener eines englischen Hotels verlieh. Sein übermäßig langer Schnurrbart endete nach beiden Seiten so spitz, daß man die Enden desselben gar nicht erkennen konnte.

In steifem Elsäßer-Französisch lud er die Reisenden ein, den Wagen zu verlassen, indem er sagte:

„Wollen die Herrschaften gefälligst aussteigen?“

Die beiden frommen Schwestern gehorchten zuerst mit jener Fügigkeit von Klosterjungfrauen, welche an alle möglichen Demuthsübungen gewöhnt sind. Hierauf erschien der Graf und die Gräfin, hinter ihnen der Fabrikant mit seiner Frau und darnach Loiseau, seine dicke Ehehälfte vor sich herschiebend. Als letzterer glänzlich auf festem Boden stand, begrüßte er den Offizier mit einem: „Guten Tag, mein Herr,“ wahrscheinlich mehr aus Vorsicht, als aus Höflichkeit. Der andere aber, unverschämt wie alle Leute, welche die Macht in ihren Händen haben, blickte ihn an, ohne zu antworten.

Fräulein Fettfugel und Cormudet, obwohl sie der Thür zunächst saßen, stiegen doch zuletzt aus, dem Feinde gegenüber eine ernste, hochmüthige Miene annehmend. Die fette Dirne suchte ihre Entrüstung zu beherrschen und ruhig zu bleiben; der Demofrat strich mit tragischer Geberde über seinen Bart, ohne dabei ein gewisses Zittern verbergen zu können. Sie wollten eben ihre volle Würde zur Geltung bringen, da sie begriffen, daß bei einem derartigen Zusammentreffen jeder einzelne einen Theil seines Vaterlandes repräsentirte, und in gleicher Weise über die Gefügigkeit ihrer Reisegefährten aufgebracht, suchte Fettfugel noch mehr Stolz zu zeigen, als ihre vornehmen Nachbarinnen, während Cormudet, wohl fühlend, daß er mit gutem Beispiel vorangehen müsse, in seiner ganzen Haltung ununterbrochen seine hohe Aufgabe des Widerstandes bekundete, welche er damit begonnen hatte, daß er vor Rouen die Straße zerstörte, kurz sich alle Mühe gab, den Feind zu schädigen.

Schließlich begab man sich in die geräumige Küche des Gasthauses, und der Deutsche, nachdem er sich die vom Generalkommandanten unterschriebene Reisevollmacht hatte vorzeigen lassen, auf welcher die Namen, das Signalement und die Beschäftigung aller Reisenden verzeichnet standen, musterte lange Zeit noch die ganze Gesellschaft, die einzelnen Persönlichkeiten mit den schriftlichen Notizen vergleichend.

Darauf jagte er barsch: „Es ist gut“ und verschwand.

Jetzt erst athmete man wieder auf, und da der Hunger immer noch fühlbar war, wurde das Souper bestellt. Eine halbe Stunde verging mit den Vorbereitungen, und während zwei Mädchen sich damit beschäftigten, besichtigte man die Zimmer. Dieselben befanden sich sämtlich auf einem langen Korridor, den eine nummerirte Glashür abschloß.

Endlich setzte man sich zu Tische, als der Besitzer selbst erschien. Es war ein ehemaliger Pferdehändler, ein dicker Mann, welcher beständig hustete und räusperte. Sein Vater hatte auf ihn den Namen Follenvie vererbt. Er stellte die Frage:

„Ist Fräulein Elisabeth Rouffet hier?“

Fettfugel drehte sich zitternd um und antwortete:

„Ich bin's.“

„Mein Fräulein, der preussische Offizier will Sie sofort sprechen.“

„Mich?“

„Ja, wenn Sie Fräulein Elisabeth Rouffet sind.“

Bestürzt überlegte sie einen Augenblick lang; dann erklärte sie kurz:

„Es ist schon möglich, aber ich lasse mich nicht stören.“

Diese Szene rief allgemeine Aufregung hervor, und ein jeder sann darüber nach, was wohl die Ursache eines

solchen Befehles sein könne. Der Graf trat zu ihr heran und sagte:

„Sie thun unrecht, Madame, denn Ihre Weigerung kann ganz bedenkliche Schwierigkeiten herbeiführen, nicht allein für Sie, sondern sogar für alle Ihre Reisegefährten. Man darf den Mächtigeren nie widerstehen. Jene Maßregel kann sicherlich gar keine Gefahr bringen, es handelt sich dabei ohne Zweifel nur um irgend eine vergebene Formalität.“

Alle waren dieser Meinung, und man drang solange in sie, bis sie sich endlich bereden ließ, denn alle hatten eine Hölleangst vor den Unannehmlichkeiten, welche ein hartnäckiges Benehmen im Gefolge haben würde. So äußerte sie denn schließlich:

„Ich thue es aber nur Ihnen zu Gefallen!“

Die Gräfin drückte ihr hochehrent die Hand und erklärte:

„Wir sind Ihnen dafür zu großem Dank verpflichtet.“

Sie ging hinaus, und man wartete einstweilen mit dem Souper, bis sie zurückkehren würde. Ein jeder von ihnen fühlte sich betrübt, daß er nicht anstatt dieses leidenschaftlichen Weibes verlangt worden war, und sann schon auf diese oder jene nichtsagende Bemerkung, für den Fall, daß man ihn an ihrer Stelle rufen werde.

Allein nach Verlauf von zehn Minuten kam sie wieder, ganz außer Athem, und nur mühsam ihre Leidenschaft unterdrückend, stammelte sie:

„O, diese Kanaille! diese Kanaille!“

Alle drängten sich um sie herum, den Sachverhalt zu erfahren; allein sie sagte nichts, und als dennoch der Graf in sie drang, antwortete sie endlich mit großer Würde:

„Nein, das betrifft Sie nicht; ich kann nicht davon sprechen.“

Hierauf setzte man sich an den Tisch, auf dessen Mitte eine hohe Suppenschüssel stand, welcher ein starker Duft nach Kohl entströmte. Trotzdem es so schnell gegangen war, ließ das Souper doch nichts zu wünschen übrig. Der Eider war gut und wurde aus Sparfamleitsrücksichten von Herrn und Frau Loiseau, sowie den beiden frommen Schwestern genossen. Die übrigen bestellten Wein, und nur Cormudet verlangte Bier. Er hatte eine sonderbare Manier, die Flasche zu entorken, die Flüssigkeit schäumend einzuschleusen und ihre Farbe dabei prüfend zu betrachten, indem er das Glas vor die Lampe hielt. Wenn er trank, schien sein großer Bart, welcher die Farbe seines Lieblingsgebäuses trug, vor Wohlbehagen zu zittern, dabei schielte er beständig auf seinen Schoppen, um denselben ja nicht aus den Augen zu verlieren, und es gewann den Anschein, als sei er nur für diese Heldenthat, für das Trinken, geboren. Man hätte glauben können, daß er dabei in seinem Geiste eine Annäherung, ja eine Verwandtschaft zwischen den beiden Leidenschaften zu entdecken suchte, welche sein ganzes Leben beschäftigten, zwischen dem Bier und der Revolution, und sicherlich konnte er keines von beiden genießen, ohne dabei an das andere zu denken.

Herr und Frau Follenvie speisten ganz am Ende des Tisches. Der Mann, welcher röchelte wie eine geplagte Lokomotive, hatte zu viel mit seiner Athemnoth zu kämpfen, als daß er beim Essen hätte sprechen können; die Frau hingegen war ununterbrochen redselig. Sie erzählte, welche Eindrücke die Preußen auf sie hervorgerufen hatten, alles was die Feinde sagten und thaten, indem sie dieselben zugleich verwünschte, erstens, weil sie ihr Geld kosteten, und zweitens, weil sie selbst zwei Söhne bei der Armee hatte. Vor allem wendete sie sich an die Gräfin, da sie sich geschmeichelt fühlte, mit einer vornehmen Dame plaudern zu können.

Alsdann sprach sie in geheimnißvollem Tone von allerhand Dingen deklater Natur, so daß ihr Mann sie von Zeit zu Zeit mit der Bemerkung unterbrach:

„Höre, Frau, Du würdest besser thun, zu schweigen.“

Sie aber ließ sich nicht stören und fuhr fort:

„Ja, Madame, jene Menschen thun die ganze liebe Zeit über weiter nichts, als daß sie heute Kartoffeln mit Schweinefleisch und morgen Schweinefleisch mit Kartoffeln verschlingen. Dabei darf man aber keineswegs denken, daß sie sauber sind. — O nein! Ueberall verunreinigen sie sich. Entschuldigen Sie, daß ich mir diese Bemerkung erlaube! Und nun sollten Sie erst einmal ihr ewiges Geseziren sehen. Alle sind sie drapfen auf einem Felde versammelt, und da wird vorwärts marschirt, es wird rückwärts marschirt, bald drehen sich nach dieser, bald nach jener Seite. Wenn sie in ihrem Lande doch lieber ihre Aecker richtig bestellen oder vernünftige Straßen bauen! Nein, ich kann Ihnen die Versicherung geben, Madame, dieses Militär nützt keinem Menschen etwas! Ist denn das arme Volk nur dazu da, diese Faullenzler zu ernähren und schließlich weiter nichts zu lernen, als Menschen zu morden? — Ich bin nur eine alte Frau, die keine große Bildung genossen hat, das ist wahr, aber wenn ich sehe, wie jene sich schinden und bloß von früh bis Abends umhertrampeln, sage ich mir: Wenn es Leute giebt, welche so viele Entdeckungen machen, um der Menschheit zu nützen, wie können andere dann nur so dumm sein, daß sie sich in dieser Weise abmühen, bloß

um Schaden anzurichten! Wahrlich, ist es nicht eine Schmach, die Menschen hinzumorden, seien es nun Preußen oder Engländer oder Polen oder gar Franzosen? — Wenn man sich an Jemandem rächt, der einen beleidigt hat, so wird das als Verbrechen betrachtet und man wird verurtheilt; aber wenn jene die Söhne unseres Landes wie wildes Vieh niedermegeln, so wird das als etwas Lobenswerthes betrachtet, denn derjenige, welcher am meisten zerstört, wird mit Orden geschmückt. — Nein, sehen Sie, so etwas werde ich nie begreifen lernen!“

Jetzt erhob Cormudet seine Stimme und erklärte mit gewichtiger Miene:

„Der Krieg ist eine Barbarei, sobald man einen friedlichen Nachbar angreift; es ist aber eine heilige Pflicht, wenn es sich um die Vertheidigung des Vaterlandes handelt.“

Die alte Frau senkte den Kopf und entgegnete:

„Ja, wenn man sich vertheidigt, ist es etwas anderes; aber sollte man nicht lieber alle die Fürsten todtschlagen, welche nur zu ihrem Vergnügen Krieg führen?“

Nach dieser Bemerkung stammten Cormudets Blicke auf, und er rief:

„Bravo, Bürgerin!“

Herr Carré-Lamadon war tief in Gedanken versunken. Obwohl er ein eifriger Verehrer ruhmgeländer Haupter war, wurde er, durch die gesunden Ansichten dieser einfachen Frau bewogen, dennoch nachdenklich und überlegte, welchen Wohlstand einem Lande so viele unbenutzte und für die Folge nur schädlichen Kräfte bringen würden, wenn man sie zu großen industriellen Arbeiten verwendete.

Unterdessen hatte Loiseau seinen Platz verlassen und unterhielt sich ganz leise mit dem Wirth. Dabei lachte, hustete und räusperte sich der dicke Mann; sein riesiger Bauch zitterte vor Freude über die Scherze seines Nachbarn, und schließlich erklärte er sich bereit, ihm für das nächste Frühjahr, nach Abmarsch der Preußen, sechs Fäßchen Bordeauxwein abzukaufen.

Kaum war das Souper zu Ende, als sich schon eine derartige Müdigkeit geltend machte, daß man schleunigst schlafen ging.

Loiseau jedoch, welcher den stillen Beobachter gespielt hatte, ließ seine Frau zu Bett gehen, während er selbst, sich nach der Thür schleichend, bald das Ohr, bald das Auge ans Schlüßelloch hielt, um, wie er zu sagen pflegte, „die Geheimnisse des Korridors“ zu entdecken.

Ungefähr nach Verlauf einer Viertelstunde hörte er ein Rascheln; schleunigst spähte er durchs Schlüßelloch und bemerkte Fräulein Fettfugel, welche in einem blauen, mit weißen Spitzen besetzten Kaschmirmantel noch dider ansah als gewöhnlich. Einen Leuchter in der Hand tragend, wandte sie sich nach der nummerirten Glashür ganz hinten auf dem Gange. Plötzlich ging eine Seitenthür auf, und als die Dirne nach einigen Minuten zurückkehrte, kam hinter ihr her Cormudet in Hemd und Hosen. Beide sprachen leise zusammen und blieben schließlich stehen. Fettfugel schien den Eintritt in ihr Zimmer durchaus nicht geirrt zu wollen. Unglücklicherweise konnte Loiseau ihre leisen Worte nicht verstehen; aber schließlich, als sie lebhafter sprachen, hörte er, wie Cormudet, welcher auf seinem Wunsche bestand, sagte:

„Nein, Sie sind doch zu komisch, was kann Ihnen denn das schaden?“

Sie aber entgegnete unwillig:

„Nein, mein Lieber, es giebt Augenblicke, wo so etwas nicht angeht, und zumal hier müßte ich mich ja zu Tode schämen.“

Er schien dies durchaus nicht einzusehen und frug:

„Warum denn?“

Aufgebracht darüber, jagte sie mit noch lauterer Stimme:

„Warum? Sie begreifen nicht, warum? Nun, weil Preußen im Hause sind, vielleicht gar im Nebenzimmer!“

Er schwieg. Dieses patriotische Schamgefühl einer Dirne, welche in der Nähe des Feindes durchaus nicht ihre Liebe preisgeben wollte, schien in seinem Herzen die schwankende Würde wieder zu erstarren, denn, nachdem er sie nur noch einmal geküßt hatte, schlich er nach seinem Zimmer zurück.

Loiseau, durch dieses Schauspiel aufgeregt, verließ das Schlüßelloch, machte vor Freude einen Luftsprung in seinem Zimmer, setzte seine Nachtmütze auf und hob die Decke empor, unter welcher die schwere Masse seiner Ehehälfte lag, die er durch einen Kuß aufweckte, indem er flüsterte:

„Liebst Du mich, meine Theure?“

Hierauf wurde es im ganzen Hause still. Aber bald erhob sich in einer unbestimmten Richtung, welche es unentschieden ließ, ob die betreffende Stelle im Keller oder auf dem Heuboden lag, ein gewaltiges Röcheln, ein dumpfes langgezogenes Geräusch, gerade als ob ein Kessel unter hohem Dampfdruck ächzte: es waren die Schlummer-töne des Herrn Follenvie.

Da man beschloffen hatte, am nächsten Morgen um acht Uhr abzureisen, so befand sich die ganze Gesellschaft zur bestimmten Zeit in der Küche; allein der Wagen, dessen Dach mit einer Schneedecke überzogen war, stand

noch mitten auf dem Hofe, und weder Pferde noch Kutscher ließen sich erblicken. Vergebens suchte man diesen in den Ställen, den Heuschuppen und den Wagenremisen, sodas schließlich sämtliche Herren sich vornahmen, vorläufig einen Spaziergang zu machen. Sie gingen und besaßen sich bald auf dem Marktplatz, der in einiger Entfernung die Kirche trug und zu beiden Seiten von niedrigen Häusern eingefasst war, in denen man mehrere preussische Soldaten bemerkte. Der erste, welchen sie zu Gesicht bekamen, schälte Kartoffeln. Der zweite scheuerte den Laden des Friseurs. Ein anderer mit mächtigem Barte schälerte mit einem kleinen Schreihals und schaukelte ihn auf seinen Knien, um ihn zu beruhigen; während die Bäuerinnen, deren Männer bei der Armee waren, durch Zeichen ihren gehorsamen Siegern die Hausarbeiten andeuteten, welche zu machen waren. Der eine hatte Holz, der andere kochte Suppe, ein dritter mahlte Kaffee; einer wusch sogar die Wäsche seiner Wirthin, eines ganz arbeitsfähigen alten Mütterchens.

Der Graf, darüber erstaunt, befragte sich bei dem Künstler, welcher eben aus dem Pfarrhause kam. Diese alte Kirchenwanze antwortete:

„O! die sind gar nicht bössartig; das sind keine Preußen, wie es heißt. Sie stammen weiter her, ich weiß nicht genau mehr, aus welcher Gegend. Alle haben sie Frau und Kinder zu Hause, und der Krieg macht ihnen durchaus kein Vergnügen. Ich bin sicher, daß ihre Angehörigen ebenso gut um ihre Männer weinen, und daß der Krieg dort ebenjoviel Jammer stiftet, wie bei uns. Hier ist man gar nicht unglücklich, weil jene keinem Menschen etwas zu Leide thun und arbeiten, als wenn sie in ihrer Heimath wären. Sehen Sie, mein Herr, arme Leute müssen einander behilflich sein. . . Nur die Vornehmen haben Lust zum Kriegsführen.“

Cornudet, welcher sich über dieses herzliche Einnehmen zwischen Sieger und Besiegten ärgerte, kehrte um und ging wieder ins Wirthshaus. Voiseau bemerkte scherzend:

„Sie vermehren die Bevölkerung wieder.“

Herr Carré-Lamadon aber entgegnete ernst:

„Sie machen den Schaden wieder gut.“

(Fortsetzung folgt.)

Bestechungen der Presse im Großen.

G. K. Die Presse, das Zeitungswesen, ist eine Macht, die ihre Gewalt nach dem heutigen Wirthschaftssysteme gebrauchen oder mißbrauchen kann und der Erfahrung gemäß auch oft mißbraucht. Da wird z. B. ein Prozeß verhandelt, in dem einzelne Personen, es brauchen gerade nicht die Angeklagten zu sein, recht bedenkliche Rollen spielen. Werden ihre Namen bekannt in weiteren Kreisen, so ist für sie nicht gerade Vortheil zu erwarten. Der Zeilen schindende Reporter kann sich unmöglich den fetten Bissen entgehen lassen. Würde er die Prozeßverhandlung ganz verschweigen, so würde das Blatt, das ihn bevorzugt, den Bericht von einem anderen Zeilen schindenden Reporter aufnehmen. Er kann also dem zahlungsfähigen Vetheiligten nicht die vollständige Unterdrückung des Berichtes über den Prozeß gewährleisten; der Vetheiligte kann nicht sämtliche Zeitungs-Reporter kaufen; man muß also zufrieden sein mit Unterdrückung des Namens im Berichte. Da kann der bevorzugte Reporter für „sein Blatt“ einstehen. Wir finden also, daß öfters bei Berichten über Prozeßverhandlungen die Namen einzelner Vetheiligten nicht ausgeschrieben sind, während die der anderen Vetheiligten mit voller Personenbezeichnung genannt werden. Daß diese Personenbezeichnung in der Regel stattfindet, darin besteht eben das „Geschäft“; denn würde man in der Regel die am Prozeße Vetheiligten nicht nennen und davon nur in solchen Fällen eine Ausnahme machen, in welchen wirklich ein öffentliches Interesse an die Nennung des Namens geknüpft ist, so gebe es eben kein „Geschäft“ für die Reporter.

So haben wir in der letzten Zeit einen Bericht über einen ziemlich standalösen Prozeß durch die Berliner Zeitungen laufen sehen, in welchem von den beiden Vetheiligten der erstere, reiche, nur mit einem Buchstaben, der zweite mit vollem Namen bezeichnet war.

Eine weitere Erklärung braucht diese Verschiedenheit nicht, das „Geschäft“ brachte es so mit sich.

Solche „Geschäfte“ machen natürlich nur untergeordnete Zeilenschinder, die Redaktionen halten da ihre Hände von. Psst, das wäre auch zu gemein. Aber ganz ungerupft läßt man diejenigen, auf die Gunst der Presse angewiesen sind, deshalb doch nicht.

Wir wollen nicht davon reden, daß auch Redaktionsstuben den Verlockungen der „Gründer“ und Börsenjobber nicht immer verschlossen sein sollen, nein, wir sprechen von der sogenannten „anständigen“ bürgerlichen Presse. Diese veranstaltet in Berlin alle Jahre ein großes Kesseltreiben, bei welchem alle die bluten müssen, die auf ihre Gunst angewiesen sind.

Bist Du Maler oder Bildhauer oder größerer Geschäftsmann für Kunstindustrie, hast Du ein Interesse daran, daß Deine Erzeugnisse lobend erwähnt werden, daß Tadel zurückgestellt oder unterdrückt wird, und kannst Du nicht, wie irgend ein neu eröffnetes oder neu dekorirtes Vergnügungsthal, durch ein „Probessien“ für die Herren Vertreter der Presse der „anständigen“ Richtung, Dir die Gunst der Herren erkaufen, so vergiß es ja nicht, zum „Ball der Presse“ Deinen Beitrag zu senden. Sonst wehe Dir! Wundere Dich dann nicht, wenn man bei der nächsten Ausstellung mit einem gönner-

haften „Hm! Hm!“ an Deinem Erzeugnisse vorbeigeht, um sofort in den höchsten Ausbrüchen des Phrasenreichtums Deinen Nachbar loben zu hören. Du meine Zeit! warum warst Du bei der auf solche Schnorrerei begründeten „Tombola des Vereins Berliner Presse“ nicht würdiger betheiligt! Weißt Du nicht, daß die Presse den Ruf macht? daß der blinde Höddur in der Redaktionsstube den Mispelzweig des Todtschweigens auch gegen einen Baldur der Kunst abschleifen und selbst den Gott tödtlich treffen kann?

Also, selbst wenn Du ein „Künstler von Ruf“ zu sein glaubst, veräume es nicht, beizusteuern zur „Tombola des Vereins Berliner Presse“. Der Klingelbeutel geht um, ziere Dich nicht. Es ist doch so verlockend für den Ballbesucher, die Möglichkeit zu haben, für seine 10 Mark Eintrittsgeld vielleicht die erschnorrte Farbenskizze eines hervorragenden Künstlers vom zwanzig- bis dreißigfachen Werthe als „Andenken“, das sich auch zur Noth gut versilbern läßt, nach Hause zu tragen.

Ihr Künstler und Künstlerinnen aber, die Ihr nicht „Werke“ herstellt, die sich in die Hand nehmen lassen, die sich verlosen lassen, Ihr veräumt es nicht, in Person zu erscheinen, um Euch begangen zu lassen, wie die Elephanten in der Menagerie. Diese Erwartung, gefeierte Schauspieler, Sänger u. s. w. dort ganz in der Nähe, nicht fürs Theater, sondern wie im gewöhnlichen Leben geschminkt zu sehen, ist ein angenehmer Nerventzettel unserer genußgeheiligten Bourgeoisie. Viele nehmen nur in dieser Erwartung die Billets zum Balle des Vereins Berliner Presse. Auf diese Einnahmen ist man aber angewiesen, um das Fest mit Glanz durchzuführen zu können.

Dafür werdet Ihr dann auch in besonderen Berichten attestirt erhalten, daß Ihr „bekannte Schönheiten“ seid, Ihr Armen, und man wird den Reichtum der Lappen beschreiben, die Ihr da als Abzahlung für künftige Reklame auf dem Balle der Berliner Presse hinter Euch her schleppet.

O nein, die Herren von der „anständigen“ bürgerlichen Presse sind nicht so kleine Lumpen, wie manche Zeilenschinder, die über Skandalprozesse berichten, deren Hände muß man ganz anders waschen, wenn man wieder Handwäsungen haben will. Also knaufert nicht, Ihr, die Ihr auf das Wohlwollen der Presse rechnet. Was Ihr zur Tombola des Vereins Berliner Presse thut, wird Euch nicht vergessen werden.

Dabei werdet Ihr Alle Euch noch nicht von kleinen Privatleistungen im Interesse hoch „anständiger“, versteht sich, höchst „anständiger“ Kunststicker entwunden erachten können, wenn man Euch zum „Mitwirken“ oder „Beisteuern“ ferner privatim auffordern wird. Ihr werdet lebende Bilder stellen oder stehen, je nach Eurem Beruf, mimen, deklamiren, malen oder leben für Wohlthätigkeit, Patriotismus oder sonst zu einem beliebigen Zweck, wo und wenn es das Interesse der Herren von der Presse gerade verlangt. Denn vielfältig sind die Wege, auf welchen man zu einem guten Verhältniß mit der „Presse“ gelangt, und klug sind die, die sie wandeln.

Die Motive zur Reformation.

Es war bekanntlich nicht die Sehnsucht nach einem „reineren Glauben“, welche die Fürsten bestimmte, der Reformation beizutreten, sondern die Aussicht auf die fette Beute, die sie durch das Einziehen der Klöster zu machen hofften.

Ein neulich erschienenenes Werk veröffentlicht eine Aufzählung des fabelhaften Raubes an Ländereien und Baargeld, die Heinrich VIII. von England machte, als er reformirte.

Die jährlichen Einkünfte aus den Ländereien der eingezogenen Klöster beliefen sich auf vier Millionen Mark in jenem Gelde, und diese Summe würde wohl nach dem heutigen Geldwerth einer solchen von vierzig Millionen, also einem Kapital von etwa einer Milliarde entsprechen. Der König behielt von diesem ungeheuren Landbesitz für die Krone so viel zurück, daß daraus jährlich ungefähr eine halbe Million Mark in seine Kasse flossen; das Uebrige verkaufte er, und zwar zu Schlanderpreisen. Für die Ländereien einer Abtei, welche fast 2000 Pfund im Jahre einbrachten, wurden nur 5000 Pfund bezahlt; für diejenigen einer anderen, welche jährlich 400 Pfund eintrugen, wurden 1500 Pfund bezahlt. Trotz dieser niedrigen Preise belief sich doch die aus dem Verkauf solcher konfiszierten Ländereien erzielte Summe auf 150 bis 200 Millionen Mark nach jenem Gelde.

Von allgemeinerem Interesse sind die Angaben, welche wir über die Kostbarkeiten finden, die aus den geplünderten Klöstern und Kathedralen in die königliche Schatzkammer oder zur Einschmelzung in die königliche Münze übergeführt wurden. Wie außerordentlich der Reichtum war, den die englischen Mönche im Laufe der Jahrhunderte an goldenen und silbernen Gegenständen und Edelsteinen aufgespeichert hatten, geht zur Genüge aus den Schilderungen von Augenzeugen hervor. Ein Italiener, der im Jahre 1500 England besuchte, schrieb von dort, daß der Reichtum des Landes besonders in den beispiellosen Schätzen der Geizlichkeit zu Tage trete. Man könne im ganzen Lande kaum eine Kirche und kaum ein Bettelmönchsloster finden, wo nicht alle Kirchengerräthe von reinem Silber wären. Die Werthgegenstände der reicheren Orden spotteten jeder Beschreibung, und einen Ort gab es in England, der in dieser Beziehung überhaupt wohl nicht seines Gleichen

in der ganzen Christenwelt hatte, das war die Grabstätte des Erzbischofs Thomas a Becket in der Kathedrale von Canterbury, der hier am 29. Dezember 1170 sein Leben unter Mordhand ausgehaucht hatte. Seit der Zeit war er als Heiliger verehrt worden und aus allen Weltgegenden sandten die Gläubigen die kostbarsten Schmudsfachen zur Zierde seines Grabes. Der Italiener schrieb darüber: „Das Grabmal des heiligen Thomas, des Märtyrers, Erzbischofs von Canterbury ist von unglaublicher Pracht. Trotz seines großen Umfanges ist es mit Platten aus reinem Gold bedeckt, und doch kann man kaum das Gold sehen, da es von den herrlichsten Edelsteinen, wie Saphiren, Rubinen, Emeralden und Diamanten übersät ist. Und zu diesen natürlichen Schönheiten hat sich die Kunst gefügt, denn die goldenen Platten sind mit wunderbar geschnittenen Gemmen und Achaten und Onyzen und Kameen in Relief ausgelegt. Einige Kameen sind von solcher Größe, daß ich diese nicht nennen mag, aber alle Kostbarkeiten werden von einem Rubin in der Größe eines Daumnagels übertriffen, der an der rechten Seite des Altars angebracht ist. Die Kirche ist etwas dunkel, besonders an der Stelle, wo das Grabmal steht, und als wir uns dort befanden, war die Sonne dem Untergange nahe und der Himmel bewölkt; trotzdem sah ich den Rubin so deutlich, als ob ich ihn in meiner Hand hielt. Man sagt, daß ein König von Frankreich denselben geschenkt hat.“ — Eine französische Dame, Frau von Montreuil, welche die Grabstätte Thomas a Becket's unmittelbar vor deren Plünderung besuchte, erklärte, daß sie niemals an eine solche Ansammlung von Schätzen an einem Orte geglaubt haben würde, wenn sie sich nicht mit eigenen Augen davon überzeugt hätte.

Der Appetit kommt bekanntlich, beim Essen, und man wird sich deshalb nicht darüber wundern, daß Heinrich VIII. wenige Jahre nach der Aufhebung der Klöster seine goldgierige Hand auch nach den in der Kathedrale von Canterbury aufgespeicherten Kostbarkeiten ausstreckte. Im Herbst des Jahres 1538 wurde Thomas a Becket zum Verräther erklärt und sein Grabmal gründlich geplündert. Was den Werth der Edelsteine anbelangt, die dadurch in den Besitz des Königs übergingen, so läßt sich derselbe auch nicht annähernd bestimmen, weil einige der Juwelen von unschätzbarem Werth waren. Von der Menge des dabei erbeuteten Goldes und Silbers kann man sich jedoch nach folgenden, urkundlich verbürgten Angaben einen genauen Begriff machen. Nicht weniger als 5000 Unzen Gold und 5300 Unzen Silber, außerdem noch 4400 Unzen vergoldetes Silber flossen aus der Kathedrale von Canterbury in die königliche Schatzkammer, und was die Silberschätze anbelangt, so wurde jene noch von der Kathedrale von Winchester übertriffen. In dieser wurden nicht weniger als 14 000 Unzen Silber erbeutet, dagegen freilich nur 1000 Unzen Gold.

Im Ganzen belief sich das Gewicht der geplünderten Kloster- und Kirchenschätze auf 14 500 Unzen Gold, auf 129 000 Unzen vergoldetes Silber und auf 67 600 Unzen reines Silber. Der Gewichtswerth dieser gewaltigen Massen Edelmetall wurde auf ungefähr 90 000 Pfund Sterling geschätzt, nach heutigem Geldwerth gegen eine Million Pfund Sterling, also 20 Millionen Mark. — Vielleicht wird es nicht überflüssig erscheinen, wenn wir zum Schluß noch einige Worte über die Verwendung der ungeheuren Summen, die auf diese Weise in die Koffer des Königs flossen, hinzufügen, so weit seine persönlichen Bedürfnisse in Betracht kommen. Vom Jahre der Aufhebung der Klöster (1536) bis zum Todesjahr Heinrich's VIII. (1547) wurden allein aus dem Kirchen-gutsfond für den königlichen Haushalt 270 000 Pfund (nach heutigem Geld 50—60 Millionen Mark) ausgegeben, für Geschenke 14 000 Pfund, und für die königlichen Schlösser 60 000 Pfund. — für jene Zeit in der That unerhörte Summen.

Die Konfiskation der reichen Klostergüter hatte sehr wichtige Folgen für die Entwicklung des Kapitalismus. Die Klosterländereien wurden von den neuen Herren anders bewirthschaftet; sie wurden statt zum Anbau von Korn zur Schafzucht verwendet, wodurch die Bewohner, die sich früher dort hatten nähren können, von der Scholle vertrieben wurden, und um dem Elend der Landstraße zu entgehen, ihre Arbeitskraft um jeden Preis der eben entstehenden Industrie verkauften. Denn auch die letzte Zuflucht der Armen war mit den Klöstern geschlossen; es gab jetzt keine Organe der öffentlichen Armenpflege mehr.

Die Zölle und die Sozialdemokratie.

„Ein offenes Wort“ nennt die „Kreuztg.“ einen Ausspruch der „Sächs. Arbeiterztg.“, „daß es bei dem Kampf um die Getreidezölle der Hauptsache nach darauf ankomme, den Grundbesitz, vornehmlich seine gegenwärtigen Vertreter, die man sich immer noch als „Junker“ vorstellt, in eine möglichst brüderliche Nothlage zu bringen und sie dadurch politisch wehrlos zu machen.“

Es passiert uns ziemlich oft, daß unsere Gegner, da sie sich gewöhnlich nicht die Mühe geben, die Sozialdemokratie genauer zu studiren, ganz verwundert sind über manche Aeußerungen, die eigentlich ganz selbstverständliche Folgerungen aus unseren Anschauungen sind. Da wir doch danach streben, die politische Macht in unsere Hände zu bekommen, so müssen wir natürlich diejenige Klasse, die sie jetzt in den Händen hat, zu schwächen suchen. Das ist doch einfach.

Die Zölle haben den Lebensunterhalt des Arbeiters verteuert. Einen Ersatz dafür in höheren Löhnen hat er fast nirgends erreichen können. Wir haben aber die Verpflichtung, doch die Arbeiter unter den bestehenden Verhältnissen möglichst zu schützen. Eine Aufhebung der Zölle würde die Lebenshaltung steigern; und wenn es gelingt, ein etwaiges Sinken des Lohnes zu verhüten, so ist das doch von der größten Wichtigkeit für Gesundheit und Leben der Arbeiterklasse.

Das ist das eine Motiv zum Kampf gegen die Lebensmittelzölle.

Aber der Schutz der Arbeiterklasse unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist nur der eine Theil unserer Aufgabe. Wir sind eine revolutionäre Partei; und unsere zweite Aufgabe ist, die Geburt der Revolution zu befördern.

Wir sehen ein mächtiges Hinderniß in der Macht, welche bei uns noch eine nur erst halb modernisirte Aristokratie hat. Gewiß, diese Leute sind noch Junker, und wenn sie auch schon den Deitlikolben im Wappen führen und auf die „Landwirthschaftliche Presse“ abonnirt sind. Sie sind keine Bourgeois-Grundbesitzer, und wenn auch die Töchter und das Geld Müllers und

Schulzes, Abrahams und Isaaks oft genug in die Familien gekommen ist. Der Junker sitzt nicht in den Stiefeln und Sporen, sondern im Charakter, und er äußert sich auch natürlich nicht mehr wie vor hundert Jahren, er kann sich sogar sehr modern äußern.

Wenn es gelingt, die Zölle zu vernichten, so sinkt der Preis der Güter wieder, der durch die Einführung der Zölle künstlich gesteigert war. Damit wird aber der nicht lebensfähige Theil der Groggrundbesitzer mit einem Schlage vernichtet; die Strudelwitz und Prudelwitz müssen von ihren Höfen ziehen, und an ihre Stelle treten bürgerliche Unternehmer, welche das nöthige Kapital in der Hand haben, um einen wirklich modernen Landbau zu treiben.

Literarisches.

In der Philipp Reclam'schen Universal-Bibliothek gelangen folgende Bände zur Ausgabe (pro Nr. 20 Pf.): Nr. 2761—2765. Arthur Schopenhauer's sämmtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Erster Band: Die Welt als Wille und Vorstellung. (Obgleich wir keine Anhänger der Schopenhauer'schen Philosophie sind, können wir doch denjenigen unserer Leser, die sich über Philosophie unterrichten wollen, die nunmehr billigen Werke von Schopenhauer empfehlen,

da dieselben bei ihrer leichten Verständlichkeit eine sehr bequeme Einführung in das philosophische Studium bilden.)

Nr. 2766. Wilhelm Henzen, Schiller und Lotte. Lustspiel in vier Aufzügen. Regie- und Souffletbuch des Stadttheaters in Leipzig mit dem vollständigen Scenarium.

Nr. 2767. E. Henle, Entehrt. Original-Schauspiel in fünf Aufzügen. Verfasserin des Preislustspiels: „Durch die Intendanz“. Bühnenbearbeitung.

Nr. 2768. A. Kohl, Kleines Volk. Kindergeschichten für Erwachsene.

Nr. 2769. Arthur Adelstein, Geschichten aus den Bergen. Dritter Theil. Mit dem Bildniß des Verfassers.

Nr. 2770. Ludwig Zuida, Die Ausrüchtigen. Lustspiel in einem Aufzuge.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, J. S. B. Dieß' Verlag) ist soeben das 18. Heft des 9. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms. Aus dem Nachlaß von Karl Marx. — Zuckersünder und Zuckerrindurtheil. I. Von Max Schippel. — Brief aus Berlin. Von Wilh. Liebknecht. — Notizen. — Feuilleton: Töchter unserer Zeit. Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von F. v. Osta (Fortsetzung.)

Wir erhalten soeben Heft 17—20 von Dr. W. Zimmermann's „Großer deutscher Bauernkrieg“, illustrierte Volksausgabe, herausgegeben von Wilh. Blos (Stuttgart, J. S. B. Dieß' Verlag).

Das Werk erscheint in ca. 26—28 Lieferungen à 20 Pf. Jedes Heft enthält an Text zwei Bogen Großformat.

Arbeitsruhe und Arbeitszeit.

Der „Leipziger Zeitung“ entnehmen wir eine sehr übersichtliche Zusammenstellung der Bestimmungen über die Arbeitszeit nach dem jetzigen Gesetz, der neuen Regierungsvorlage, den Beschlüssen der zweiten Lesung und den sozialdemokratischen Anträgen.

	Jetziges Gesetz	Neue Vorlage	Beschlüsse 2. Lesung	Sozialdemokratische Anträge
I. Arbeitszeit Erwachsener.				
1) Die Maximalarbeitszeit männlicher Arbeiter (über 14 Jahre) beträgt täglich:	—	—	—	10 Stunden, vom 1. Januar 1894 ab 9 Stunden, vom 1. Januar 1898 ab 8 Stunden. Bei Arbeiten mit Tag- und Nachtschicht und unter Tag darf die Arbeitszeit 8 Stunden einschließlich der Ein- und Ausfahrt nicht übersteigen (§ 136a).
2) Die Maximalarbeitszeit weiblicher Arbeiter (über 16 Jahre) beträgt:	—	11 Stunden (§ 137)	11 Stunden; an den Vorabenden der Sonn- und Festtage nicht über 10 Stunden	10 Stunden; an den Vorabenden der Sonn- und Festtage nicht über 9 Stunden
II. Sonstige Bestimmungen über die Arbeitszeit weiblicher Arbeiter.				
1) Nachtarbeit ist verboten (§ 137 Abs. 1 und 2)	—	von 8 $\frac{1}{2}$ Uhr Abends bis 5 $\frac{1}{2}$ Uhr früh an Sonnabenden und Vorabenden von Feiertagen nach 5 $\frac{1}{2}$ Uhr Abends	wie in der Vorlage	von 8 Uhr Abends bis 6 Uhr früh nach 5 Uhr Abends
2) Die Arbeitspausen betragen				
a) im Allgemeinen (§ 137,3)	—	mindestens 1 Stunde Mittags	wie in der Vorlage	wie in der 2. Lesung
b) für Arbeiterinnen, die ein Hauswesen zu besorgen haben (§ 137,4)	—	1 $\frac{1}{2}$ Stunde (sie sind $\frac{1}{2}$ Stunde vor der Mittagspause zu entlassen)	fällt weg	
3) Die Beschäftigung von Wöchnerinnen ist nach der Niederkunft ausgeschlossen auf die Dauer von	3 Wochen (§ 135,5)	4 Wochen	4 Wochen; während der folgenden 2 Wochen nur gegen ärztliches Zeugniß	6 Wochen; im Uebrigen wie in der 2. Lesung
4) Gänzlich verboten oder nur bedingt gestattet kann die Beschäftigung weiblicher Arbeiter werden	aus Gründen der Gesundheit oder Sittlichkeit vom Bundesrath für gewisse Fabrikationszweige (§ 139a Abs. 1)	unverändert	unverändert	unverändert
5) Ausnahmen von den gesetzlichen Beschränkungen können eintreten:				
a) für Arbeiterinnen über 16 Jahre wegen ungewöhnlicher Arbeitshäufung (§ 138a Abs. 7)	—	die untere Verwaltungsbehörde kann diesfalls	1) wie in der Vorlage; darüber hinaus kann die höhere Verwaltungsbehörde gehen, wenn die tägliche Dauer im Jahresdurchschnitt nicht überschritten wird (§ 138a, Abs. 2)	1) fällt weg; event. sind statt 13 Stunden 11 zu setzen
b) wegen Naturereignissen oder Unglücksfällen (§ 139 Abs. 1) können Ausnahmen bewilligt werden	auf die Dauer von 4 Wochen durch die höhere Verwaltungsbehörde, auf längere Zeit durch den Reichskanzler, auf 14 Tage in dringenden Fällen durch die Ortspolizeibehörde	unverändert	2) wie in der Vorlage, jedoch nicht über 8 $\frac{1}{2}$ Uhr Abends	2) fällt weg
c) Nachtarbeit kann gestattet werden	—	für gewisse Fabrikationszweige, wo sie bisher üblich war, durch den Bundesrath (§ 139a Abs. 1 Pkt. 2)	fällt weg	fällt weg
d) für Spinnereien, Fabriken mit ununterbrochenem Feuerbetrieb u. können Ausnahmen gestattet werden	—	durch den Bundesrath (§ 139a Abs. 1 Pkt. 3)	wie nach der Vorlage. Jedoch sollen die Spinnereien wegfallen (§ 139a, Abs. 1, Pkt. 2). Auch soll die Arbeitszeit in diesen Fällen 64 Stunden, in Fiegeleien 69 Stunden nicht überschreiten, die Nachtarbeit in zwei Wochen nicht über 60 Stunden, in 24 Stunden nicht über 10 Stunden betragen und jede Schicht durch Pausen von zusammen mindestens 1 Stunde unterbrochen sein (§ 139a, Abs. 2)	fällt weg
e) die Pausen können anders geregelt werden	—	durch die höhere Verwaltungsbehörde (§ 139 Abs. 2)	unverändert	unverändert
III. Die Beschäftigung von Kindern und jugendlichen Arbeitern (§ 136)				
1) ist ausgeschlossen bei Kindern bis zum Alter von	12 Jahren	13 Jahren	13 Jahren	14 Jahren
2) Im Uebrigen ist sie beschränkt	a) bei Kindern von 12—14 Jahren auf 6 Stunden b) bei jungen Leuten von 14—16 Jahren auf 10 Stunden	bei nicht schulpflichtigen Kindern über 13 Jahren auf 6 Stunden, mit Ermächtigung des Bundesraths 10 Stunden auf 10 Stunden	unverändert	bei Personen über 14 Jahre auf 10 Stunden
3) Zeit der Beschäftigung (§ 136)	5 $\frac{1}{2}$ Uhr früh bis 8 $\frac{1}{2}$ Uhr Abends	unverändert	unverändert	6 Uhr früh bis 7 Uhr Abends
4) Dauer der Pausen für Kinder (§ 136)	$\frac{1}{2}$ Stunde	unverändert	unverändert	unverändert
5) für jugendliche Arbeiter (§ 136)	Mittag 1 Stunde, Vor- und Nachmittag $\frac{1}{2}$ Stunde	unverändert	unverändert	unverändert
6) Unzulässig ist die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter außerdem (§ 136 Abs. 3)	an Sonn- und Festtagen, und während des Confirmanden- und Katechumenen-Unterrichts	unverändert	unverändert	das Verbot erstreckt sich auch auf Arbeiter bis 18 Jahre und auf Nachtarbeit
7) Unterliegt werden kann die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter	aus Gründen der Gesundheit und Sittlichkeit vom Bundesrath für gewisse Fabrikationszweige (§ 139a Abs. 1)	unverändert	unverändert	unverändert
8) Ausnahmen von den gesetzlichen Bestimmungen können eintreten				
a) wenn Naturereignisse oder Unglücksfälle dies nöthig machen (§ 139 Abs. 1)	wie oben zu Nr. II, 5b.	unverändert	unverändert	unverändert

	Zeitiges Gesetz	Neue Vorlage	Beschlüsse 2. Lesung	Sozialdemokratische Anträge
b) in Spinnereien und Fabriken mit ununterbrochenem Feuerbetrieb durch Bundesratsbeschluss (§ 139 a Abs. 2)	die wöchentliche Arbeitszeit darf jedoch diesfalls für Kinder 36 Stunden, für junge Leute 60 Stunden, in Spinnereien 66 Stunden nicht übersteigen	wie im Gesetze, jedoch in Spinnereien nicht über 64 Stunden, in Fiegeleien nicht über 69 Stunden (§ 139 a Abs. 1 Punkt 3)	Spinnereien kommen in Wegfall; die Arbeitszeit darf für Kinder nicht über 36, für junge Leute nicht über 60 Stunden, in Fiegeleien nicht über 69 Stunden betragen. Wegen der Nachtarbeit gilt dasselbe wie oben sub II. 5 d. (§ 139 a, Abs. 1, Pkt. 2 und Abs. 3)	fällt weg
c) Eine anderweitige Regelung der Pausen kann durch die höhere Verwaltungsbehörde erfolgen (§ 139 Abs. 2)	jedoch darf die tägliche Beschäftigung 6 Stunden nicht überschreiten, wenn nicht Pausen von zusammen mindestens einstuändiger Dauer gewährt werden	unverändert	unverändert	unverändert
8) Höchste Dauer der Arbeitszeit für Lehrlinge (§ 126)	—	—	—	10 Stunden; Lehrlinge unter 17 Jahren dürfen nicht von Abends 8 Uhr bis früh 5 Uhr beschäftigt werden
IV. Die Sonntagsruhe dauert (§ 105 b)	—	—	—	mindestens 36 Stunden
1) für einen Sonn- und Feiertag	—	24 Stunden	mindestens 24 Stunden	mindestens 60 Stunden
2) für zwei aufeinanderfolgende Feiertage	—	36 Stunden	36 Stunden	—
3) Weihnachten, Ostern und Pfingsten	—	48 Stunden	48 Stunden	—
4) die Sonntagsruhe beginnt	—	frühestens Abend 6 Uhr spätestens früh 6 Uhr	12 Uhr Nachts; bei Tag- und Nachtschicht frühestens Abends 6 Uhr, spätestens früh 6 Uhr; bei zwei Feiertagen dauert sie bis 6 Uhr Abends des zweiten Tages	spätestens Abends 6 Uhr
5) die Sonntagsarbeit im Handelsgewerbe (§ 105 b) dauert	—	5 Stunden	5 Stunden; an den ersten Feiertagen der drei hohen Feste ruht die Arbeit ganz nur bis zu 10 Stunden	3 Stunden; die Arbeit ruht nach 12 Uhr Mittags und bei anderweiter statutarischer Feststellung nach 6 Uhr Abends
6) die Sonntagsruhe im Schank- und Verkehrsgewerbe (§ 105 b) dauert	—	—	—	wöchentlich 36 Stunden, die in jeder vierten Woche auf einen Sonntag fallen müssen
7) die Sonntagsruhe bei Reparatur-, Reinigungsarbeiten u. bei Saisongewerben, Fleischern, Bäckern u. (§ 105 c Abs. 2 und 3, § 105 d, § 105 e) dauert	—	am dritten Sonntag 24 Stunden, oder am zweiten Sonntag von früh 6 Uhr bis Abends 6 Uhr	36 Stunden; im Uebrigen wie in der Vorlage	36 Stunden; am 2. Sonntage mindestens 24 Stunden von spätestens früh 6 Uhr ab
8) Ausnahmen zur Verhütung eines unverhältnismäßigen Schadens kann die untere Verwaltungsbehörde verfügen (§ 105 f)	—	für bestimmte Zeit	unverändert	auf höchstens 14 Tage

Fachverein für Schlosser und Maschinenbauarbeiter
Berlins u. Umgegend.
Montag, den 9. Februar, Abds. 8 1/2 Uhr, in Feuerstein's Salon, Alte Jakobstr. 75.
Gr. Versammlung
Tagesordnung:
1. Vortrag des Herrn Regierungs-Baumeister a. D. Reßler über: Kapital und Arbeit.
2. Diskussion.
3. Aufnahme neuer Mitglieder und Entrichtung der Beiträge.
4. Verschiedenes und Fragelasten.
Um zahlreiches Erscheinen wird gebeten. Gäste willkommen.
Der Vorstand.

Der Arbeits-Nachweis
der
Klavier-Arbeiter
befindet sich jetzt Rannysstr. 78, im Restaurant **Winkler**. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.
Die Arbeitsvermittlungskommission.
Genossen! Soeben erschien das Januarheft der in unserem Verlage erscheinenden
40 Pf. Zeitschwinger 40 Pf.
Monatsschrift für Volksbildung und Aufklärung. (Nach der Konfisation zweite Auflage). Herausgegeben von Josef Branel.
Dieselbe ist in Berlin zu beziehen durch die sozialdemokratische Buchhandlung von **Th. Mayhofer Nachf.**, Weinbergsweg 15b, dicht am Koenigthaler Thor. — Wiederverkäufer erhalten daselbst hohen Rabatt. — Mit Brudergruß
Die Administration der „Zeitschwinger“, Reichenberg (Böhmen).

Gips-Büsten
Marx, Lassalle
sowie
Partei-Bilder
eins und ungerahmt, sind, soweit der Vorrath reicht, wegen Aufgabe dieses Artikels billig zu verkaufen. Näheres durch
A. Hoffmann,
Zeit, Hospitalstraße 39.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- und Bayerisch-Bier-Lokal.
Vorzügliche Speisen und Getränke in großer Auswahl.
Vereinszimmer steht zur Verfügung.
Carl Pfister, Eisenbahnstr. 35.

Sozialdem. Wahlverein des 6. Berl. Reichstagswahlkreises.
Große öffentl. Versammlung
am Dienstag, den 10. Februar, Abends 8 1/2 Uhr
im Lokale des Herrn Müller, Müller-Strasse Nr. 178.
Tages-Ordnung:
1. Vortrag des Herrn Richard Baginski über: Russland und die Militäristen. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes und Fragelasten. — Gäste haben Zutritt.
Der Vorstand.

Agitations-Nummern
der „Berliner Volks-Tribüne“ stehen unseren
Freunden gratis zur Verfügung.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.
Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.
Soeben erschien Heft 10:
Das Ostende von London.
Ein soziales Nachtbild.
Von **Paul Fischer**-Berlin.
Erste Abtheilung. 30 Seiten. Preis 15 Pfennig.
Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen.
Bestellungen richtet man an die bekannten **Kolporteurs** oder an die
Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“
Berlin SO., Elisabeth-Platz 55.
Kolporteurs gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. **Hoher Rabatt.**

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte
Uhrenfabrik
von
MAX BUSSE
157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,
verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.
Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.
Grosse Abschlässe mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von
Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaren
zu fabelhaft billigen Preisen.
Spezialität: Ringe.
Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

E. M. Wilschke, Junkerstr. 1.
Katzbachstr. 1.
Zigarren, Zigaretten, Tabak, Pfeifen und Zigarrenspitzen.
Agentur für Feuerversicherung.
Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- u. Bayerisch-Bier-Lokal.
1 Saal in Versammlungen und 2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.
Herrmann Wutke,
Friedrichsbergerstr. 24 pt.
Albert Auerbach,
Berlin S., Kottbuser Damm 7.
Schuh- und Stiefel-Lager
für Herren, Damen und Kinder.
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher.
Montag, den 9. ds., Abends 8 1/2 Uhr
in den **Arminhallen**, Kommandantenstraße 20
Versammlung.
Tagesordnung:
Vortrag des Herrn Dr. **Bruno Wille** über: Harrison der Sklavensbefreier. Diskussion. Verschiedenes.
Um zahlreiches und pünktliches Erscheinen bittet
Der Vorstand.

Versammlung
der Vereinigung der Maler u. s. w.
Filiale 1 (Süd)
am Dienstag, den 10. Februar 1891,
Abends 8 Uhr,
in **Hoffmann's Lokal**, Dramienstr. 180.
Tages-Ordnung:
1. Vortrag.
2. Diskussion.
3. Verschiedenes.
Gäste willkommen.
Um zahlreiches Erscheinen ersuchen
Die Bevollmächtigten.

Durch unterzeichnete Expedition ist zu beziehen:
Komplette Jahrgänge von 1890 der „Berliner Volks-Tribüne“.
Preis pro Jahrgang, ungebunden 3 Mark.
Ebenso I. und II. Halbjahr einzeln à Halbjahr 1,50 Mark.
Sämtliche Nummern sind in tadellosem Zustande und sieht zahlreichen Bestellungen entgegen die
Expedition der „Berl. Volks-Tribüne“.
Berlin SO. 26, Elisabeth-Platz 55.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.
von
J. Meyer
Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,
(in der Ecke bei der Rantaußelstraße).
Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.
Doppelbügelige Vorderkränze von 50 Pf. an.
Toppflanzen, Bouquets u. gut u. billig.
Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von
Zigarren u. Tabake.
Daselbst Bahnhalle des Metallarbeiter-Verein und der Gürtler-Vereins. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.
Otto Klein
Kottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 15.